Ferdinand Stolle's

ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Neue Folge.

Vierter Band.

Plauen,
Verlag von August Schröter.

Ferdinand Stolle's

ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Neue Folge.

Vierter Band.

Plauen,
Verlag von August Schröter.
1865.

Die
Granitcolonne von Marengo.

Historischer Roman

von

Ferdinand Stolle.

Erster Band.

Plauen,
Verlag von August Schröter.
1865.

Erstes Kapitel.

Mitten im Garten des schönen Frankreichs, in der obst- und weinreichen Touraine, ruhte wie ein heiteres Idyll das Dörfchen Saint Marcel friedlich zwischen wogenden Kornfeldern und fröhlichen Weingärten. Lieblich glitzerte der kleine Fluß Indre durch die gesegnete Landschaft. Stille, grüne Berge begrenzten den Horizont. Die sorgsam gepflegten Gärten und Felder, die freundlichen, saubern Wohnungen mit ihren blanken Fensterscheiben zeigten ebensowohl von dem Fleiße als der Wohlhabenheit der Bewohner.

Es war an einem schönen Herbstnachmittage des Jahres 1799, als sich in dem sonst so stillen Dörfchen eine ungewohnte Bewegung bemerklich machte. Jung und Alt eilte dem grünen Platz unter der großen uralten Gemeindelinde zu, wo der junge Lysiard, der Sohn des reichen Pachter Tourquille, mit vieler Zungengeläufigkeit und großer Selbstgefälligkeit die Heldenthaten vortrug, die er zum Ruhm der französischen Nation in Aegypten, aus welchem Lande er vor Kurzem zurückgekehrt, vollbracht hatte. Die Zuhörer vernahmen mit steigender Bewunderung, man konnte ein Sandkorn fallen hören, von der Pyramiden-

schlacht, der endlosen Wüste, von der großen Hauptstadt Cairo, der Mutter der Welt, von Saint Jean d'Acre, der Heldenschlacht am Berge Tabor, der See- und Landschlacht von Abukir und von dem heiligen geheimnißvollen Nilstrome mit seinen gefräßigen Krokodillen.

Obschon Herr Lysiard aus seiner Knaben- und angehenden Jünglingszeit in Saint Marcel wohl bekannt war und sich wegen seiner leichtfertigen und oft bösartigen und heimtückischen Streiche eben keines besondern Rufs zu erfreuen gehabt, so war doch seine lange Abwesenheit hinreichend gewesen, die Erinnerung, wie das zu gehen pflegt, milder zu stimmen; und in die schmucke Jägeruniform der dreiunddreißigsten Halbbrigade gekleidet und unterstützt von seiner unerschöpflichen Suade, verstand er es vollkommen, den gutmüthigen einfachen Landleuten, wenigstens bei seinem ersten Auftreten, gar sehr zu imponiren.

Unter der Bevölkerung von Saint Marcel konnte es aber Niemanden geben, der den Erzählungen des jungen Kriegsmannes begeisterter zuhörte, als der junge Renaud, obschon ihm, der mit dem ägyptischen Feldzuge durch Lecture nicht ganz unbekannt war, Manches in den Mittheilungen Lysiard's etwas unwahrscheinlich vorkam. So wollte z. B. der Erzähler der Belagerung und Stürmung von Saint Jean d'Acre persönlich beigewohnt und zugleich unter General Murat den Murad Bey in die Wüste nach Oberägypten verfolgt haben, kriegerische Unternehmungen, die in dieselbe Zeit fielen, obschon ihr Schauplatz hundert Meilen von einander lagen.

Renaud Dormans, ein schlanker, schöner, junger Mann, auf dessen Antlitz Anmuth und Liebe und Wohlwollen zu allen Menschen strahlte, war der

Sohn einer armen Wittwe, die sich von dem Ertrage einiger Acker Landes und zwei Kühen und einiger Ziegen mühsam nährte. Renaud war früher für den gelehrten Stand bestimmt gewesen und hatte bereits zwei Jahre das Lyceum besucht, als sein Vater starb und er gezwungen ward, die wissenschaftliche Laufbahn aufzugeben. Er kehrte zu seiner armen Mutter zurück, die er in Bewirthschaftung ihres kleinen, aber leider mit Schulden belasteten Gütchens treulich unterstützte. Nichtsdestoweniger benutzte Renaud jedes freie Viertelstündchen, sich geistig fortzubilden. Er war wohl der fleißigste Besucher der alten bestäubten Pfarrerbibliothek, wie er überhaupt, ohne Auswahl, wissensdurstig über jedes Buch herfiel, das er sich zu verschaffen wußte.

Nächst dem jungen schönen Renaud war aber unstreitig der aufmerksamste Zuhörer bei Lysiard's kriegerischen Mittheilungen der kleine Pius, ein vierzehnjähriger aufgeweckter Bauernknabe. Pius, der Sohn eines armen Landmanns, hatte von Renaud mannichfachen Unterricht genossen und war seinem völlig uneigennützigen Lehrer mit seltener Dankbarkeit und Liebe ergeben. Wo Renaud war, war sicher auch der kleine Pius; was Renaud freute, freute auch den Knaben, was Ersteren Schmerz machte, betrübte auch den treuergebenen Schüler. Die ersten Erdbeeren, die in dem Gärtchen seines Vaters reiften, die ersten Veilchen und Rosen, die daselbst erblühten, brachte hocherfreut der dankbare Knabe seinem Lehrer.

Herr Lysiard war in der Beschreibung seiner orientalischen Heldenthaten bis zu der furchtbaren Seeschlacht von Abukir gelangt. „Im Verlaufe der Schlacht," sprach er, „hatten sich allmählich mehrere englische Schiffe zur Bekämpfung des Orients ver-

einigt. Der Feind griff unser Admiralschiff nicht nur von beiden Seiten, sondern auch im Rücken an. Der Contreadmiral Gantheaume ließ daher das Ankertau verlängern, um eine freiere Stellung zu gewinnen und sein Feuer zunächst gegen die Schiffe zu richten, die am gewaltigsten eindrangen. Plötzlich, im fürchterlichsten Kampfe, als eben der Orient gezwungen ist, sich gegen vier feindliche Schiffe zu vertheidigen, bemerken wir — denn auch ich befand mich auf dem Admiralschiffe — wie aus den Luken des Hinterdecks eine Flamme emporschlägt."

Hier zupfte der kleine Pius Renaud und flüsterte: „ich denke, Herr Lysiard befand sich zu dieser Zeit unter Desaix in Oberägypten?" Renaud winkte, daß er sich ruhig verhalten möge, und die Erzählung vom Brande des Orients lautete weiter: „Der Schreckensruf „Feuer!" geht durch das ganze Schiff. Selbst der Beherzteste kann sich eines Schauers nicht erwehren. Mitten im Kugelregen kämpft man, um der Flammen Herr zu werden. Vergebens. Das furchtbare Element greift weiter, bald steht das ganze Takelwerk in Flammen."

Lysiard weidete sich hier einige Augenblicke an dem unwillkührlichen Grausen der Zuhörer. Dann fuhr er fort: „Bald entsinkt auch dem Kühnsten der Muth. Die Flammen sind bereits bis zum Kastell der Zwölfpfünder Batterie gedrungen. Die Masten beginnen zu glühen und zu brechen, Alles unter sich begrabend und das Schiff in ein Feuermeer verwandelnd. Trotz dieser furchtbaren Katastrophe feuert die Sechsunddreißigpfünder Batterie in Einem fort. Da läßt der Admiral das Feuern einstellen und die Pulverkammer unter Wasser setzen."

Wieder eine Pause. Die Zuhörerschaft, von dem

Erhörten ergriffen, wagt kaum Athem zu schöpfen. Lysiard fährt fort: „Es ist Nachts zehn Uhr. Der Orient rettungslos verloren. Das ganze Wrack gleicht nur noch einem Feuerklumpen. Das Meer beginnt zu kochen unter der glühenden Last. Es brauset und schäumet wie beim Sturm. Da zuckt ein weißer Strahl zum Himmel — Land und Meer treten einen Augenblick in silberweiße Verklärung — ein Donner rollt über die Wasser, wie er in diesen Meeren noch nie gehört worden — Frankreichs Admiralschiff, der prächtige Orient, das Diadem und der Stolz der französischen Marine, ist mit einhundertzwanzig Kanonen und tausend Mann am Bord in die Luft geflogen.“

„Entsetzlich,“ rief Renaud und Pius hielt erschrocken seine kleinen Hände gefaltet. „Die verdammten Rothröcke,“ tönte es hier und da, „aber wir kriegen sie schon. Und wie kamt Ihr lebendig davon?“ frug eine Stimme den Erzähler.

„Ich fiel zum Glück,“ sprach Lysiard, „nicht auf glühende Trümmer, sondern in's freie Meer. Mit Hülfe eines Balken rettete ich mich unter unglaublicher Anstrengung an die Küste, wo ich halbtodt in den Wüstensand sank.“

Da die Erzählung Herrn Lysiard selber sichtbar angegriffen hatte, so reichte ihm ein Nachbar seinen Krug kühlen Weins. Der Erzähler führte das Getränk nicht ohne theatralische Grandezza zu Munde und gab den Krug mit huldvollem Danke zurück.

Plötzlich änderte sich die Scene. Der Zuhörerkreis theilte sich und machte ehrerbietig einem ältlichen städtisch gekleideten Herrn Platz, der in Begleitung seiner Tochter, eines wunderschönen Mädchens, das unter dem Namen der Rose von Saint Marcel

bekannt war, freundlich dankend in den Kreis der Landleute trat. Lysiard, von einem solchen Besuch sich hochgeehrt fühlend, eilte den Ankommenden entgegen und empfing sie mit unterwürfiger Devotion. Wohlwollend reichte Herr Romain, so war der Name des ältlichen Herrn, der in der Nähe von Saint Marcel ein nicht unbedeutendes Fabrikgeschäft besaß, dem jungen Soldaten die Hand.

„Ich freue mich von Herzen," sprach er, „daß Ihr, Herr Tourquille, gesund und wohl wieder in die Heimath zurückgekehrt seid und Ihr erlaubt wohl, daß ich mit meiner Tochter unter Euren Landsleuten ein wenig Platz nehme, damit wir Nachbarsleute von Saint Marcel auch etwas von Euern und den Heldenthaten unsrer tapfern Armee zu hören bekommen."

Der junge Tourquille fühlte sich durch diese Worte außerordentlich geschmeichelt und wollte vor Unterwürfigkeit fast vergehen. Erst auf wiederholtes Bitten Seiten des Fabrikherrn, der mit seiner Tochter im Kreise der Landleute, die achtungsvoll die Beiden umstanden, Platz genommen, fuhr Lysiard in der Beschreibung des ägyptischen Feldzugs fort, jedoch diesmal in bescheidenerer Redeweise und ohne seine Persönlichkeit bei jeder Gelegenheit in den Vordergrund zu stellen. Seine Mittheilungen wurden nach einiger Zeit, als er eine abermalige Pause eintreten ließ, durch die Stimme des alten Tourquille zu Ende gebracht.

„Aus Freude und Dankbarkeit," sprach der wohlhabende Landmann, „daß der Himmel meinen Sohn gesund in meine Arme zurückgeführt hat, erlaube ich mir, die lieben Nachbarn und guten Landsleute, die hier versammelt sind, für heute Abend auf ein Paar Fäßchen Landwein einzuladen, die wir hier unter der

Linde verzapfen wollen. Für das junge Volk habe ich ein Paar Musikanten aus Beauville bestellt, damit es ein Tänzchen giebt.“ Zugleich bat er Herrn und Fräulein Romain, durch ihre Gegenwart dem kleinen ländlichen Feste die Ehre zu geben. Das Anerbieten Tourquilles ward von den Landleuten mit großem Wohlgefallen aufgenommen, und auch der Fabrikbesitzer, ein Mann voller Wohlwollen und Volksfreundlichkeit, versprach zu kommen. Der Zuhörerkreis löste sich jetzt auf und zertheilte sich in unterschiedliche Gruppen, denen die vernommenen Mittheilungen über den ägyptischen Feldzug hinreichenden Stoff zur Unterhaltung boten. Oft ward Renaud von den Landleuten, wenn ihnen Dies und Jenes in der Erzählung des jungen Tourquille nicht recht klar geworden, um Auskunft ersucht und mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit und eben so großer Bescheidenheit lieferte er den verständigen Commentar; während Lysiard nur ausschließlich dem Fabrikherrn und seiner reizenden Tochter sich widmete, denen er nicht von der Seite wich und die er im Auf- und Niederwandeln Schritt vor Schritt begleitete. Die freundliche Theilnahme, welche die schöne Gabriele den kriegerischen Mittheilungen Lysiards widmete, entzündete in dem jungen Manne alsbald eine verzehrende Leidenschaft, und seine Eitelkeit schmeichelte ihm vor, daß es seine Persönlichkeit sei, die der holden Jungfrau Interesse einflöße. Er vertauschte daher allmählig die Rolle eines Erzählers mit der eines süßlichen Courmachers, als welcher er aber bei Gabrielen, in deren Herzen bereits ein ander Bild ruhte, durchaus kein Glück machte. So wie das Mädchen mit feinem weiblichen Instinct bemerkte, welche Wendung in dem Benehmen Lysiards eintrat, ward ihre zeitherige harmlose Redeweise, ihr freund-

liches Sichgehenlassen gemessener und zurückhaltender, wodurch aber die Leidenschaft des jungen eiteln Mannes nur gesteigert wurde. Gern wäre Gabriele, der unerwünschten Schmeicheleien und Huldigungen Seiten Lysiards müde, nach Hause zurückgekehrt, wenn ihr Vater den treuherzigen Landleuten nicht das Versprechen gegeben, mit ihnen einen Becher zu leeren.

Einer der schönsten und mildesten Abende sank herab; da langten unter allgemeinem Jubel der Landbewohner, von einem schmucken Rößlein gezogen, zwei mit Blumen geschmückte Fäßlein Wein unter der Linde an. Lysiard war ins Dorf geeilt, und kehrte mit zwei silbernen Bechern, Erbstücke seiner Familie, zurück, die er mit duftendem Weine füllte und auf sauberem Glasteller Herrn Romain und Gabrielen überreichte. Romain trank auf das Wohlsein des heimgekehrten jungen Kriegers, auf Frankreich und die wackern Bewohner von Saint Marcel. Herr Lysiard ließ sich's nicht nehmen, in wortreicher Rede in seinem und seiner Landsleute Namen zu danken; worauf er die Gesundheit des Romain und seiner Tochter des Fräulein Gabriele ausbrachte, ein Toast, der sich natürlich des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen hatte und von den schallendsten Lebehochs seiner Landsleute begleitet wurde. Endlich hatte sich Renaud, der zeither mit Pius bescheiden im Hintergrunde gestanden, so weit Muth getrunken, ebenfalls einen Trinkspruch auszubringen. Er war in Versen und so treffend und ward mit so begeistertem Herzen vorgetragen, daß er die Versammlung zu wahrem Enthusiasmus hinriß. Nur in Lysiard nagte der Wurm des Neides, daß Renaud solches Furore hervorbrachte. Sein Toast galt dem General Bonaparte. Er erkannte die Cäsarengröße des jungen Bonaparte freudig an, ohne in

liebedienerische Schmeichelei auszuarten. Herr Romain selbst war von den Worten des begeisterten jungen Mannes so angesprochen, daß er, den gefüllten Becher in der Hand, sich dem Orte nahte, wo Renaud sich befand.

„Herr Romain wünscht mit Dir anzustoßen," flüsterten die Umstehenden und drängten Renaud einige Schritte vorwärts.

„Wie freue ich mich," sprach der Fabrikherr, indem er mit dem von solcher Auszeichnung beschämten Toastbringer anstieß, „in Ihnen einen so warmen Patrioten und zugleich so talentvollen Dichter kennen zu lernen." Renaud vermochte hocherröthend nur einige Worte zu stammeln. Auch Gabriele war ihrem Vater gefolgt und gab dadurch das Verlangen zu erkennen, mit Renauds Becher anzuklingen. Man machte den Ueberraschten darauf aufmerksam und so kam der junge Dormans dem schönen Fräulein einige Schritte entgegen.

„Sehr schön," sprach Gabriele mit der ihr eigenthümlichen Weichheit und voller Wohllaut und erhob dadurch den schüchternen Jüngling in den dritten Himmel.

Diese Auszeichnung Renauds goß aber von Neuem Gift und Galle in das neidische Gemüth Lysiards und um möglichst seine Persönlichkeit wieder in den Vordergrund zu stellen, gab er das Zeichen zum Tanze. Die Musiker aus Baulieu hatten durch mehre muntre Stücklein bereits wiederholt ihre Gegenwart zu erkennen gegeben.

Herr Romain und seine Tochter wollten jetzt nach Hause zurückkehren, als Lysiard mit überströmender Beredtsamkeit sie bestürmte, noch eine Zeitlang zu verweilen und zugleich um die Ehre des Tanzes mit

Gabrielen für die erste Quadrille bat. Das Mädchen warf einen fragenden Blick nach ihrem Vater und als dieser stillschweigend die Erlaubniß gab, sagte sie den Tanz zu.

Die Eitelkeit und Selbstgefälligkeit Lysiards zeigte sich hauptsächlich auch beim Tanze, daß Gabriele froh war, wie sie den Ehrentanz überstanden hatte. Nach der Quadrille kam ein ländlicher Tanz an die Reihe, in welchem die Regel galt, daß nicht der Tänzer seine Tänzerin, sondern umgekehrt, die Tänzerin den Tänzer zu wählen hatte. Da Herr Romain und seine Tochter auch diesen Tanz noch abwarteten, so war man allgemein gespannt, ob Gabriele mit Theil nehmen und welchen Tänzer sie sich wählen würde. Jedermann glaubte, und Lysiard am meisten, daß diese Auszeichnung wieder ihm, als den Helden des Tages zu Theil werden würde; aber — allgemeines Erstaunen — das Fräulein Romain nahte sich freundlich dem armen Renaud, der bescheiden weit im Hintergrunde stand und bot ihm die Hand zum Tanze. Renaud wußte nicht, wie ihm geschah, er faßte sich jedoch schnell, so daß man ihm keine Befangenheit ansah und bald zog er durch seine natürliche Anmuth und Kunstfertigkeit die Bewunderung Aller auf sich. Man hatte noch nie die „Rosenkönigin," so hieß dieser Tanz, in Saint Marcel reizender aufführen sehen, als von Gabriele Romain und dem schönen jungen Renaud Dormans. Alles applaudirte, als die anmuthigen Touren zu Ende waren, aus Leibeskräften und am meisten der kleine Pius, der ganz selig war, ob der Auszeichnung, die seinem geliebten Lehrer zu Theil ward. Nur Einen gab es, der an der allgemeinen Bewunderung keinen Theil nahm, sondern dessen Seele sich im Gegentheil durch die giftigste Leidenschaft verfinsterte. Es war

Lysiard. Neid, Haß, Eifersucht, gekränkte Eitelkeit und Selbstsucht wühlten wie scharfe Messer in seinem Innern und er schwur an diesem Abende, den man ihm zu Ehren festlich beging, dem armen, tugendhaften, schuldlosen Renaud den Untergang.

Nach einiger Zeit entfernten sich Herr Romain und Gabriele. Sie nahmen von den Landleuten mit Herzlichkeit Abschied, auch vom jungen Tourquille, der aber seinen gekränkten Ehrgeiz nicht ganz zu verhehlen vermochte uud sich ziemlich kühl empfahl, obschon in seinem Innern die heftigste Leidenschaft für die schöne Gabriele glühte.

Die Tanzlust des jungen Volkes unter der Linde dauerte noch tief in die Nacht, während Lysiard, die Hölle im Herzen, durch die nächtlichen Fluren irrte und auf Rache gegen seinen armen Landsmann sann. Auch Renaud hatte, von der schönen Nacht gelockt, bald den Tanzplatz verlassen und wanderte, von Pius gefolgt, nach einer kleinen Anhöhe, wo er seinem kleinen Zögling die Sterne kennen lernte, die in stiller Pracht am Nachthimmel leuchteten.

Zweites Kapitel.

Da vorliegender Roman in seinem rein geschichtlichen Theile die genaue Fortsetzung des geschichtlichen Gemäldes „Napoleon in Aegypten" von demselben Verfasser ist, so mögen die großen Ereignisse, welche sich bald nach Bonapartes Heimkehr in Frankreich entwickelten, hier der Vollständigkeit wegen ihren Platz finden.

Einem Wunder ähnlich war es dem General Bonaparte gelungen, den Engländern, die das mittelländische Meer mit ihren Schiffen bedeckten, zu entkommen, und in Frankreich an's Land zu steigen. Er war wie ein Gott, wie ein Retter in der Noth vom Volke und von allen Parteien begrüßt. Aber in welchem Zustand fand er Frankreich. Die Tyrannei der Conventsregierung war zwar gewichen. Dafür war die Anarchie an ihre Stelle getreten. Die Finanzen zerrüttet wie nie zuvor; Italien, welches Bonaparte vor ein Paar Jahren so glänzend erobert, war verloren. Nur der Küstenstrich Genua, von dem General Massena heldenfest vertheidigt, befand sich noch in französischer Gewalt. In Folge der heimathlichen finanziellen Verhältnisse litten die Truppen der

Republik an dem Nothwendigsten Mangel. Jene tapfern Cohorten, die unerschütterlich die größten Unfälle ertrugen und im Mißgeschick eine heldenmüthige Standhaftigkeit an den Tag gelegt hatten, bettelten, zerlumpt und abgezehrt von Fieber und Hunger auf den Landstraßen der apenninischen Gebirge. Sie waren gezwungen, die wenig nahrhaften Früchte zu verzehren, die jene unfruchtbare, öde Gegend hervorbringt. Es gab unter ihnen zahlreiche Ausreißer, die den Räuberbanden sich anschlossen, welche den Süden und Westen Frankreichs damals so unsicher machten. Man sah ganze Corps, ohne Befehl ihrer Obern Stellungen und Gegenden verlassen, und andere aufsuchend, wo sie dem Mangel weniger Preis gegeben waren. Es gab Divisionen, die seit achtzehn Monaten keinen Sold erhalten hatten. Man brachte einige Lebensmittel durch Requisition auf, aber außerdem fehlte es den Truppen an hinreichenden Waffen und an Munition. Die für die Reiterei und Artillerie ohnehin nicht hinreichenden Pferde waren von Hunger und Seuchen fast gänzlich aufgerieben.

Diese beklagenswerthe Lage der französischen Armee in Italien war den auswärtigen Mächten nicht unbekannt, darum setzte namentlich Oesterreich seine Eroberungen mit vieler Zuversicht fort und glaubte dadurch alleiniger und unbeschränkter Gebieter von Italien zu werden. Außer Oesterreich befanden sich noch England, Rußland und Neapel mit Frankreich im Kriege. Also halb Europa gegen sich von Außen, tobte im Innern der Bürgerkrieg. Die gesammte Vendée stand in Flammen. Hierzu kam eine schwache, in Parteien gespaltene und von Parteien beherrschte Regierung. Frankreich stand nach zehnjährigen revolutionären Krämpfen, Zuckungen, Ermattungen an

einem Abgrunde, dessen Tiefe nicht zu ermessen und es bedurfte des außerordentlichsten Mannes, es vom Untergange zu retten. Dieser Mann fand sich in — Napoleon Bonaparte. Darum der endlose Jubel, der von einem Ende des Landes zum andern tönte, als der gefeierte General der ägyptischen Armee an's Land stieg. Ein Instinct sagte dem Volke, daß er und kein anderer Frankreich zu retten und diesem hartgeprüften Lande die ersehnte Ruhe, Ordnung und Sicherheit wieder zu geben vermöchte. Daher die ungeheure Popularität, welche sich der achtzehnte Brumaire in Frankreich zu erfreuen, jener Gewaltstreich, mit welchem Bonaparte eine Regierung stürzte, die keine Lebensfähigkeit besaß und eine Verfassung beseitigte, die im Volke keine Wurzel geschlagen.

Aus der gestürzten Directorialregierung gingen drei provisorische Consuln hervor. Es waren Bonaparte, Siéyès und Roger-Dücos. Sie bildeten die oberste Regierungsgewalt. Ihre Aufgabe war: „die Ordnung in allen Verwaltungszweigen wieder herzustellen, die innere Ruhe wieder zurückzuführen und Frankreich einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden zu verschaffen." Zwei gesetzgebende Commissionen standen den Consuln zur Seite. Zugleich hatten letztere den Auftrag, für die Entwerfung einer neuen Verfassung Sorge zu tragen.

Es war an dem 11. November 1799, als sich diese drei Männer zum ersten Male im Palast Luxemburg versammelten, um über die dringendsten Staatsangelegenheiten zu berathen. Man mußte einen Vorsitzenden wählen und obschon Siéyès vermöge seines Alters und seiner Stellung auf diese Auszeichnung Anspruch hatte, sagte doch Roger-Dücos zu Bonaparte: Uebernehmen Sie den Vorsitz und berathen wir. Der

junge General nahm den Sitz ein und die summarische Prüfung der gegenwärtigen Lage begann. Man trennte sich, nachdem man über die Erledigung der dringendsten Sachen übereingekommen, und am Abend sagte Siéyès mit einer Selbstverleugnung, die seinem Verstande wie seiner Vaterlandsliebe Ehre machte, als von Bonaparte die Rede war, zu Talleyrand: „Wir haben einen Herrn, der Alles zu machen versteht, Alles machen kann und Alles machen wird.“ Und so war es. Der junge Bonaparte wußte zwar Vieles noch nicht, errieth aber, was er nicht wußte. Er hatte Krieg geführt, für die Unterhaltung zahlreicher Armeen Sorge getragen, eroberte Provinzen verwaltet und mit Europa unterhandelt. Dies war seine Lehrzeit für die Kunst zu regieren. Für hochbegabte Geister, aber auch nur für diese ist der Krieg eine vortreffliche Schule; man lernt befehlen, Entschlüsse fassen und vor allen Dingen verwalten. Der junge General bildete sich über alle Dinge eine bestimmte Meinung, hauptsächlich, wenn er Männer von Fach gehört hatte, die einzigen, die er hörte und auch einzig nur über ihr Fach.

Es fehlte ihm aber eine Art von Kenntniß, die bei Ausübung der Gewalt vor Allem von Nöthen ist, die Kenntniß nicht der Menschen, sondern der Individuen. Da er beständig in der Armee gelebt, waren ihm die Persönlichkeiten fremd, die in der Revolution eine Rolle gespielt. Allein mittelst seines schnellen Scharfsinns und einer außerordentlichen Gedächtnißgabe lernte er das Personal seiner Verwaltung bald eben so genau kennen wie das seines Heeres. Ohne auf das Gutachten seiner beiden Collegen zu warten, gab er das seine augenblicklich ab und ordnete Alles mit der Entschiedenheit eines Mannes der That.

Nachdem es den Consuln nicht ohne große Schwierig-

keiten gelungen, ein taugliches Ministerium zu finden, verwandte Bonaparte sein Genie und seine Thätigkeit vor Allem auf das Ordnen der zerrütteten Finanzen. Mit Hilfe des talentvollen Finanzministers Gaudin gelang ihm dieses auch, so daß man bald den nackten und verhungerten Truppen zu Hilfe kommen und ihnen die erste Linderung ihrer Leiden zu Theil werden lassen konnte.

Die Unordnung in der Verwaltung war so groß, daß man im Kriegsministerium nicht einmal Verzeichnisse der unterschiedlichen Truppenkörper, ihrer Stärke und Stellung besaß. Bonaparte, als er den Truppen die erste Hilfe zuschickte, sprach zu ihnen in einem Tone, der so mächtig für den großen Mann einnahm. Er beschwor die Soldaten, nur noch wenige Tage Geduld zu fassen, in den Entbehrungen denselben Muth zu beweisen, den sie in den Schlachten an den Tag gelegt. „Soldaten," sagte er, „eure Bedürfnisse sind groß; alle Maßregeln sie zu befriedigen, sind getroffen. Standhaftigkeit im Ertragen von Strapazen und Entbehrungen ist die erste Tugend des Soldaten, Tapferkeit die zweite. Einige Corps haben ihre Stellung verlassen. Sie waren faul für die Stimmen ihrer Offiziere. Die siebzehnte leichte Division gehört zu dieser Zahl. Sind sie denn Alle gefallen die Braven von Rivoli und Castiglione? Diese wären eher gestorben, als daß sie ihren Führern untreu geworden. Sie hätten ihre jungen Cameraden zur Ehre und Pflicht zurückgeführt. Soldaten, eure Verpflegung geschehe nicht regelmäßig, sagt ihr. Was würdet ihr gethan haben, wenn ihr wie die vierte und zweiundzwanzigste, wie die achtzehnte und zweiunddreißigste Liniendivision ohne Brod und Wasser und nur von Pferde- und Maulthierfleisch lebend, euch mitten in

der Wüste befunden hättet? Der Sieg wird uns Sieg bringen, riefen Jene; und ihr verlaßt eure Fahnen?

Soldaten von Italien, ein neuer General befehligt euch. Er war stets bei der Avantgarde an den schönsten Tagen eures Ruhms. Schenkt ihm Vertrauen und er wird den Sieg euch zurückbringen.

Ich werde mir täglich über das Betragen aller Corps Bericht erstatten lassen und namentlich über das siebzehnte leichte und das dreiundsechzigste der Linie. Sie werden sich des Vertrauens erinnern, das ich in sie setze."

Die Verwaltung der Finanzen und der Armee waren aber nicht das Einzige, worauf die Consuln ihre Aufmerksamkeit richteten. Man mußte die grausamen einer weisen und humanen Regierung unwürdigen Gesetze, welche die Gewalt der Parteien der hinfälligen Directorialregierung abgerungen, beseitigen. Ein solches Gesetz war das über die Geißeln. Dieses Gesetz machte die Verwandten der insurgirten Vendéer, selbst wenn sie sich an dem Aufstand gar nicht betheiligt, verantwortlich und belegte die Einen mit Gefängniß, die Andern mit Deportation. Es kam in Wegfall. An diese humane Maßregel knüpften sich andre von gleichem Character. Zahlreiche Priester durch die Revolution in Haft und Verbannung gerathen, erhielten Freiheit und Vaterland wieder. Während aber der Consul Bonaparte unermüdlich thätig war, durch eine weise und gemäßigte Politik die Parteien im Innern wie die Mächte des Auslandes zu versöhnen, arbeitete der Consul Siéyès mit derselben Beharrlichkeit an dem Traume seines Lebens, an einer für Frankreich passenden Constitution. Nach vielfacher Berathung trat endlich als ausübende Gewalt ein

Consulat, bestehend aus drei Consuln, nebst einem berathenden Senat, einem gesetzgebenden Körper und einem Tribunat ins Leben. Das Tribunat erhielt allein die Befugniß, die Gesetze öffentlich zu erörtern, durfte aber nur abstimmen, welches Gutachten es beim gesetzgebenden Körper unterstützen wollte. Sein Beschluß, auch wenn er verneinend war, konnte nicht verhindern, daß der Gesetzentwurf zum Gesetz erhoben wurde, so der gesetzgebende Körper ihn genehmigt hatte. Das Tribunat besaß keine gesetzliche Initative für gesetzliche Anordnungen. Es konnte aber Wünsche aussprechen. Es nahm Petitionen an und schickte sie den verschiedenen Behörden, die sie betrafen, zu.

Der General Bonaparte war auf zehn Jahre zum ersten Consul ernannt. Man kann eigentlich nicht sagen, daß er förmlich gewählt wurde. Die Verhältnisse brachten es so mit sich. Man empfing diesen außerordentlichen Mann aus den Händen des Siegs, des Ruhms und der Nothwendigkeit. Zum zweiten Consul war Cambacères gewählt, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, der sich durch großes Wissen, durch Besonnenheit und Takt ein großes Ansehen unter den Staasmännern jener Zeit erworben hatte. Lebrun war dritter Consul, ein ausgezeichneter politischer Schriftsteller, ein allen vernünftigen Reformen wohlgeneigter Mann und den Principien der gemäßigten Revolution treu ergeben. Es war unmöglich für die oberste Regierungsbehörde, passendere Männer zu finden. Mit derselben glücklichen Wahl gestaltete sich die Organisation der übrigen Staatsgewalten.

Man beschloß die neue Constitution, der Genehmigung der Nation, an der man nicht zweifelte, vorzulegen. Und so geschah es. Die Nation wünschte mit Ungeduld nach den mannichfachen Erschütterungen und

Prüfungen eine feste, gesicherte Regierung, welche die Kraft und Einheit der Staatsgewalt verlieh, ohne die Freiheit zu ersticken. Es läßt sich auch nicht läugnen, daß die Erhörung dieser Wünsche unter der Verfassung vom Jahre VIII möglich war, ja diese Wünsche würden vielleicht vollständig erfüllt worden sein, wenn nicht durch ein außerordentliches Genie mannichfache Gewaltthätigkeiten an ihr begangen worden wären.

Diese neue Constitution wurde in der Nacht vom 12. zum 13. December 1799 beschlossen und am 15. December desselben Jahres dem Volke öffentlich verkündigt. Sie bezauberte die Gemüther durch die Neuheit ihrer Ideen und die Künstlichkeit ihrer innern Organisation. Alle Welt hoffte von ihr und den Männern, unter denen sie zur Ausführung gebracht werden sollte, das Beste.

Der Veröffentlichung der Constitution vom Jahre VIII ging folgende Ansprache vorher:

„Bürger, es wird euch eine Constitution vorgelegt.

Sie macht den Ungewißheiten ein Ende, welche die provisorische Regierung in die Beziehungen zum Auslande, wie in die innere und militärische Lage der Republik brachte.

Sie stellt in den Einrichtungen, die sie begründet, die ersten Beamten an, deren Hingebung zu ihrer Wirksamkeit nöthig schien.

Die Constitution beruht auf den wahren Grundsätzen der Repräsentativregierung, auf den heiligen Rechten des Eigenthums, der Gleichheit und der Freiheit.

Die Gewalten, die sie einsetzt, werden stark und fest sein, wie sie es sein müssen, um die Rechte der Bürger und die Intressen des Staats zu sichern.

Bürger, die Revolution ist befestigt in den Grundsätzen, die begonnen haben — sie ist beendigt."

Die Revolution ist beendet. Wie zauberhaft klangen diese Worte in einer Nation wieder, die der Revolution müde und sich nach einer vernünftigen Freiheit sehnte, und gleichwohl welch wunderbares Beispiel menschlicher Täuschungen. Noch Millionen, ja Generationen sollte die Revolution von 1789 verschlingen und nicht Frankreich allein, sondern der ganzen civilisirten Menschheit andre Gestaltung geben. Während Alles sich nach Frieden sehnte, ruhten Kriege im nächsten Schooße der Zukunft, wie die Weltgeschichte keine größern kennt, sollten Schlachten geschlagen werden, furchtbarer wie alle die frühern, sollte der Donner der Kanonen dröhnen vom meerumspülten Lusitanien bis in die Steppen der Czaarenstadt, vom Fuße des Vesuvs bis zu den Gestaden Scandinaviens. So geht die Vorsehung oft ihren von aller menschlichen Klugheit und Berechnung ungeahnten Gang.

Nach Verkündigung der Constitution geschahen in Frankreich alle Vorkehrungen, dieselbe in's Leben treten zu lassen. Dies geschah in den ersten Tagen des Jahres, womit dieses große Jahrhundert schloß.

Drittes Kapitel.

Die übeln Folgen jenes Abends, den wir im ersten Kapitel beschrieben haben, zeigten sich nur zu bald. Lysiard in seiner gekränkten Eitelkeit und Eifersucht hatte es durch Verleumdung und Intriguen aller Art dahin gebracht, daß sein Vater der Wittwe Dormans, der alten Margot, das kleine Kapital gekündigt hatte, das auf ihrem ohnehin mit Schulden belasteten Gütchen stand und im Falle der nicht pünktlichen Zurückbezahlung mit öffentlicher Versteigerung der kleinen Besitzung gedroht. Hiermit war zugleich der Ruin der mittellosen Familie ausgesprochen. Der geringe Ertrag des Gütchens hatte bisher nothdürftig ausgereicht, den Lebensunterhalt von Renaud und seiner Mutter, sowie die erforderlichen Zinsen aufzubringen; eine allmählige Abzahlung des lastenden Schuldkapitals war in den stürmischen, nahrungslosen und theuern Zeiten bei aller Einschränkung nicht möglich gewesen. Mußten daher Mutter und Sohn das kleine Besitzthum verlassen, wovon sollten sie leben?

Renaud war von einem sehr schweren Gange heimgekehrt. Er war bei dem alten Tourquille gewesen und hatte diesem die traurige Lage seiner armen

Mutter mit der Beredtsamkeit der kindlichen Liebe an's Herz gelegt; aber der reiche Bauer war durch lügnerische Einflüsterungen seines Sohnes gegen die arme Familie eingenommen und bestand auf seiner harten Forderung.

Der arme Renaud saß in stiller Verzweiflung in dem kleinen Stübchen, in welchem das Spinnrad der alten Frau eintönig schnarrte, während Pius im Gärtchen die vom Gewittersturm von ihren Stöcken abgerissenen Bäume und Blumen wieder in Ordnung brachte. Renaud sollte die Mutter trösten, während er selbst des Trostes bedurfte. Vergebens durchfloh er im Gedanken alle Nachbarn und Bekannte; aber da war Niemand, an den er sich zu wenden gewagt hätte. Er gedachte auch einen Augenblick an Herrn Romain; aber er war dem reichen Fabrikbesitzer zu unbekannt und alsdann bot das Gütchen bei den schlechten Zeiten für die betreffende Summe, die man dem alten Tourquille schuldete, nicht die hinreichende Sicherheit. Es war selbst die Frage, ob bei einer Zwangsversteigerung so viel herauskommen würde, um die Schuldner gänzlich zufrieden zu stellen.

Es begann dunkel zu werden. Ein balsamischer Abend ruhte über Berg und Thal. Fromm klang die Abendglocke durch die umfriedete Gegend, aber was nützt aller Frieden der Natur, sobald aus dem Menschenherzen der Friede entwichen ist. Und so war es mit Renaud. Vergebens zerarbeitete sich der Arme das Gehirn, was er mit seiner alten Mutter anfangen solle, wenn diese durch den hartherzigen Schuldner auf die Straße gesetzt würde. Gern wollte er sich die Hände blutig arbeiten; durch gemeine Handarbeit hoffte er auch im Sommer die Mutter und sich durchzubringen; aber im Winter, wo auch dieser Ver=

dienst nicht zu erlangen war? Er war nach dem unfern gelegenen Städtchen Baulieu gelaufen und hatte sich im dasigen Gericht, da er eine sehr schöne Hand schrieb, als Schreiber angeboten für den kärglichsten Tagelohn; aber die dasige Schreiberstelle war bereits seit langen Jahren mit einem alten Manne besetzt, dem sein Sohn bereits zum Nachfolger bestimmt war.

Der kleine Pius trat jetzt herein und frug, ob noch Etwas im Hauswesen zu besorgen? und als Renaud stumm das Haupt schüttelte, ging der Kleine, wie er dies alle Abende zu thun pflegte, zur alten Mutter Margot und gab ihr die Hand zur guten Nacht. Dann that er dasselbe bei Renaud. Der gute Knabe ahnete nicht, wie sehr sein armer Lehrer litt; sonst würde er untröstlich gewesen sein.

Es ward immer dunkler. Die alte Mutter war aufgestanden, um die Lampe anzuzünden und ihren Abendsegen zu lesen. Renaud trat hinaus in die duftende Sommernacht. Wieder ruhte eine prachtvolle Sternensaat am Himmel. Im dunkeln Gebüsch glimmten Feuerwürmchen. Der Jüngling nahm Platz auf der kleinen Bank am Hause. Er gedachte mit tiefem Schmerz an den Zeitpunkt, wo er mit seiner armen alten Mutter das kleine Besitzthum, in dem er aufgewachsen und worin ihm jeder Gegenstand im Laufe der Jahre so bekannt und lieb geworden, werde verlassen müssen.

„Lieber Gott," sprach er zu sich, „warum werden auf Erden doch die Guten so hart geprüft, während es den Schlechten häufig so wohl ergeht."

Er sann über diesen Gedanken lange nach, endlich gelangte er zu der beruhigenden Ansicht, die Erfahrung bestätigte ihm es nur zu oft, daß das Wohlergehen

der wenig guten Menschen doch nur scheinbar, und daß das wahre Glück und die daraus hervorgehende Zufriedenheit mehr im Innern als im Aeußern zu suchen. „Ich tausche," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „doch mit Manchem nicht, der mit irdischer Habe weit mehr gesegnet ist als ich — und Gott wird auch weiter helfen."

Der fromme gläubige Gedanke, Gott wird auch weiter helfen, führte in sein inneres einen solchen Frieden zurück, daß er getröstet zu seiner Mutter zurückkehrte, die so eben ihren Abendsegen beendet hatte.

Wenn die menschliche Klugheit zu Ende, wenn ein schuldloses Gemüth alle Hoffnung schwinden sieht, so ist die kindliche Ergebung in den Willen Gottes von wunderbarer Kraft. Auch die alte Margot sagte: „Ich bin nun zweiundsiebenzig Jahre alt geworden; wie schlimm oft die Zeiten drohten, der liebe Gott hat immer geholfen, sollte er mich für die Paar Jahre verlassen wollen, die ich noch auf seiner Erde zu leben habe?"

„Nein, Mutter," rief Renaud, von einer gewissen siegesfreudigen Ueberzeugung ergriffen, „das wird der gute Gott, unter dessen Fürsorge jedes Würmlein und jeder Halm gestellt, nicht." In selbigem Augenblicke durchzuckte den Jüngling ein Gedanke.

„Mutter," frug Renaud, „lebt uns nicht ein naher Verwandter vom seligen Vater in Paris, der reiche Bäcker Charpentier?"

„Ob er noch am Leben, weiß ich nicht, mein Sohn, aber was soll es mit ihm?"

„Wenn wir uns vertrauend an ihn wendeten und ihm unsere traurige Lage vorstellten?"

„Gutes Kind, Vetter Charpentier hat sich nicht um uns bekümmert, als Dein Vater noch lebte und

wir nicht ganz unbemittelt dastanden: hoffst Du, daß er sich in unsrer jetzigen traurigen Lage um uns bekümmern wird. Reiche Leute kennen nicht die Schwere, die Sorge und Noth der Armuth, darum sind sie in der Regel hartherzig."

„Aber ist er nicht mein Pathe?"

„Allerdings, guter Renaud, Dein seliger Vater ließ sich nicht abbringen, den Pariser Vetter zum Pathen zu wählen; aber der stolze Mann hat auf die liebevolle Bitte, Pathenstelle bei Dir zu vertreten, nur mit wenig kalten Worten geantwortet. Er genehmigte zwar, daß sein Name in das Pathenverzeichniß aufgenommen würde und schickte später ein Geschenk, das wie ein Almosen aussah. Ich habe darum nie wieder den Muth gehabt, ihn auch nur mit einer Zeile zu behelligen. Sein ganzes Benehmen gegen uns legte ja nur zu deutlich an den Tag, daß er mit so armen Leuten wie wir, nichts zu schaffen haben will."

„Mutter," rief Renaud, der sich durch die Rede Margots nicht beirren ließ, indem er aufsprang, „ich wage den Versuch und gehe selbst zum Vetter nach Paris."

„Welche Thorheit, mein Sohn, nach Paris, wo denkst Du hin? Bis zur Hauptstadt ist kein Katzensprung und wo wolltest Du die Mittel zur Reise hernehmen?"

Renaud ließ sich auch diesmal nicht abschrecken, er erwiderte: „Wenn mir der Müller Menon das Clavierstundengeld auszahlt, das in ein Paar Tagen gefällig wird, reiche ich bis Paris. Ich laufe zu Fuß, packe den Tornister voll Brodrinden, übernachte in irgend einem Schuppen, einer Scheune. Binnen acht Tagen kann ich hin und zurück sein. Zugleich be-

komme ich Paris zu sehen, vielleicht den Bonaparte, das ist auch etwas werth. Im Feld und Gärtchen kann ich jetzt auf acht Tage abkommen, Mütterchen, es bleibt dabei, ich gehe nach Paris."

Obgleich sich Mutter Dormans mit diesem Reiseprojecte gar nicht einverstanden erklären wollte, begab sich doch Renaud mit dem festen Vorsatz zur Ruhe, seinen Plan, in der Hauptstadt Hülfe für seine Mutter zu suchen, in den nächsten Tagen auszuführen.

Wo der rechte Wille im Menschen vorhanden, da kann Viel ausgerichtet werden; oft Dinge, die unmöglich scheinen. Renaud war es gelungen, seine Mutter dahin zu bewegen, daß sie die Erlaubniß zur Pariser Reise gab, obschon mit sehr schwerem Herzen. Die Wanderung nach der berühmten Hauptstadt schien der alten Frau, die ein halb Jahrhundert aus ihrem Dörfchen nicht herausgekommen, eine Weltfahrt. Sie träumte tausend Gefahren, die ihren Liebling — das einzige Glück, das sie auf Erden noch besaß, unterwegs und in der fernen großen Stadt treffen könnte. Renaud widerlegte siegreich alle ihre Bedenklichkeiten und Einwendungen.

„Wenn es denn nicht anders sein soll," sprach endlich Mutter Dormans gottergeben, „so mag es sein. Aber mit den wenigen Franken, mein guter Sohn, die Du vom Müller eincassirt, ist es nichts, die reichen nicht."

Mit diesen Worten stand die alte Frau auf und schloß einen kleinen Wandschrank auf. Sie kramte lange unter altem Papier. Endlich brachte sie ein

mehrfach eingewickeltes Päckchen hervor, in welches drei alte Fünffrankenstücke eingewickelt waren.

„Da Du einmal Deinen Herrn Pathen besuchst, mein Renaud, so ist es nur recht und billig, daß Du auch das Pathengeld zur Reise verwendest, hier nimm die drei Silberstücke, sie gehören Dir, es ist das Pathengeschenk, das uns der Herr Vetter aus Paris schickte und das ich sorgsam aufbewahrt habe."

„O, mein gutes Mütterchen," rief Renaud tief gerührt und die Thränen traten ihm hervor, „wie sollte ich Dich Deines letzten Nothpfennigs berauben. Nimmermehr."

Es entstand ein rührender Wettstreit zwischen Geben und Annehmen, zwischen Kindes= und Mutterliebe. Endlich einigten sich die Parteien dahin, daß Renaud wenigstens ein Fünffrankenstück, das er jedoch nur im außerordentlichsten Falle anzugreifen im Innern sich gelobte, annahm.

Die Vorkehrungen zur Reise waren bald getroffen. Vorher gab es noch eine originelle Scene mit dem kleinen Pius. Als dieser hörte, daß Renaud ihn auf einige Zeit verlassen wollte, war er außer sich. Er konnte durchaus den Gedanken nicht ertragen, sich von seinem Lehrer zu trennen.

„Lieber guter Renaud," flehte der Knabe, „laß mich nebenher laufen. Ich bettle mein Bischen Brod, gute Menschen giebt es überall und Wasser auch. Was brauche ich weiter, wenn ich Dich habe."

Wie sehr sich Renaud ob dieser großen Treue und Anhänglichkeit freute, stellte er doch dem Knaben ernst vor, daß er eine Unmöglichkeit verlange.

„Wer soll für Dich laufen in Paris," sprach Pius, „wenn Du Etwas zu besorgen hast?"

„Du würdest Dich nirgend zurecht finden mein

guter Pius und Dich in der großen Stadt zehnmal verirren. Auch habe ich in Paris durchaus nichts zu schicken. Dort muß ich überall selber gehen, wenn ich etwas ausrichten will. Du würdest mir also nicht nur nichts nützen, sondern im Gegentheil nur Sorge bereiten."

„Ich würde Dir gewiß keine Sorge machen."

„Bedenke zum Beispiel, Pius, in der großen volkreichen Stadt, wenn wir von einander kämen. Wie wollten wir uns wieder zusammen finden? Welche Angst würde Dich und mich quälen."

„Ich würde Dich, Renaud, nicht aus den Augen lassen; im Gedränge will ich mich an Deinen Rock klammern."

„Kurz, es geht nicht mein guter Pius, auch bedenke, daß ich ja bald wieder zurückkehre, wo wir unsre Stunden ungestört fortsetzen können; und bedenke, wie viel ich Dir werde von dem mächtigen und schönen Paris zu erzählen haben."

„Aber ich kann ohne Dich nicht leben," wehklagte der Knabe.

„Man muß sich an Alles gewöhnen in der Welt, mein guter Pius; sieh, ewig können wir so nicht zusammen bleiben. Wer weiß, wie es der liebe Vater im Himmel beschlossen; wie bald kann sich mein oder Dein Schicksal wenden und einer von uns weit von unserm friedlichen Saint Marcel verschlagen werden."

„Daran darf ich nicht denken; ich folge Dir, Renaud, an's Ende der Welt, wohin es sei; springst Du in's Wasser, springe ich nach, springst Du in's Feuer, springe ich auch hinein."

„Du bist mein guter lieber Pius, aber nur die Pariser Reise schlage Dir aus dem Sinne. Auch Dein Vater würde es nicht erlauben."

„O der erlaubt mir Alles, wenn Du es erlaubst.“

„Nun,“ schloß Renaud, „ich erlaube es nicht, weniger meinet= als deinetwegen. Jetzt aber trage diesen Brief zu dem Herrn Pfarrer, Du wirst ein Buch erhalten, das Du mir bringst.“

Mit einem Blicke der tiefsten Wehmuth, den Pius auf seinen Lehrer warf, entfernte er sich. — Am andern Morgen trat Renaud seine Reise an. Es war ein wunderschöner Morgen, als er das freundliche Dörfchen verließ. Berg und Thal umfloß ein leichter Nebel, der aber, als die Sonne höher stieg, sich in Millionen Thauperlen auf Gärten und Felder legte. Es war ein gesegnetes Jahr. Die Bäume standen beladen mit Obst. Schon begannen sich die Apricosen zu röthen und die Trauben zu schwellen. In den Gärten und in Häusern blühten noch vereinzelte Rosen. Es war Sonntag und hier und da läutete eine Dorfglocke zum Gebet. Renaud war überglücklich, als er bald durch gesegnete Obstwäldchen, bald am Weingeländer dahin schritt. Es war ihm, als wenn er durch die schöne erfrischte Gotteswelt einer eignen schönen Zukunft entgegen gehe.

In einiger Entfernung ruhte am Fuße eines Hügels, im Schatten uralter Linden, eine kleine Dorfkirche. In Renaud ward die Sehnsucht rege, in diesem ländlichen Heiligthum Gott um Segen für seine Reise zu bitten. Eine schattenreiche Kastanienallee führte nach dem stillen Gotteshause. Ein kleiner Friedhof mit eingesunkenen und morschen Kreuzen umgab dasselbe. Der Jüngling, die Brust voll friedlichem Himmel, wollte soeben die kleine Pforte betreten, die in das stille kühle Heiligthum führte, als er überrascht einen Schritt zur Seite wich, denn aus der Kirche trat, das

Gesicht von einem grünen Schleier verhüllt, eine Dame von schlankem Wuchse. Ein ältlicher Herr folgte. Die Dame schlug den Schleier zurück und schien ebenso überrascht als Renaud. Es war Gabriele, die mit ihrem Vater von einem benachbarten Gute zurückkehrte und in der Dorfkirche ebenfalls ihre Morgenandacht verrichtet hatte.

„Alle gute Geister loben Gott den Herrn“ rief Herr Romain scherzhaft, als er Renaud erkannte, „ei woher des Weges, lieber Dormans?“

Nicht ohne Befangenheit, die dem wohlwollenden Romain gegenüber indeß bald in herzlichen, vertrauungsvollen Ton überging, erzählte der Jüngling, daß er sich auf dem Wege nach der Hauptstadt befinde, um einen Vetter zu besuchen.

„Da wollen Sie gewiß nach Tours,“ frug Herr Romain, „um von da mit der Post zu fahren?“

„Nein, ich will die Reise zu Fuß machen.“

„Alle Wetter, da haben Sie eine tüchtige Strecke vor sich. Indeß Sie sind jung und gut zu Fuß und in der jetzigen Jahreszeit reiset sich's zu Fuß angenehmer als zu Wagen. Doch um rüstig vorwärts schreiten zu können, bedarfs auch der Erfrischung. Kommen Sie, junger Freund, dort an dem schattigen Hügelabhange unter der alten Linde hält mein Wagen. Mein alter Gastfreund hat die Wagentaschen so voll Mundvorrath gepackt, daß ich ihrer allein nicht Herr werde. Sie sollen helfen. Wir frühstücken im Grünen, Du Gabriele, machst die gute Wirthin.“

Renaud war ganz beschämt von der vornehmen Einladung, und die bezaubernde Erscheinung des schönen

Mädchens, das in der Morgenbeleuchtung wie eine junge Göttin glänzte, machte ihn so verlegen, daß er kaum einige Worte des Dankes zu stammeln vermochte.

„Wohlan, so kommen Sie, junger Freund," sprach Herr Romain, „wir haben nicht weit zum Wagen."

Die tiefe Religiosität und Pietät, die in des Jünglings Brust wohnte, trat jetzt unverkennbar hervor. „So erlauben Sie," sprach er mit sanftem Tone, „daß ich zuvor in der Kirche mein Gebet verrichte. Ich will Gott um Segen für meine Reise bitten."

Diese Rede klang Herrn Romain wie seiner Tochter tief im Herzen wieder, denn Beide waren edle Menschen, von denselben lautern gottesfürchtigen Gefühlen beseelt.

Es währte nicht lange, als unter der grünen Linde, rings umblüht von rothen, gelben und blauen Glockenblumen, auf dem alten hölzernen Tische ein für Renauds Verhältnisse wahrhaft luxuriöses Frühstück bereit stand. Die Becher, mit dem köstlichsten Malvasier gefüllt, klangen in der Morgensonne blitzend an einander. Der ungewohnte Wein machte Renauds Herz groß und weit. Seine edle Gesinnung, sein erquicklicher Humor traten immer offener hervor, daß es Herrn Romain endlich ordentlich leid that, den jungen Mann nicht wieder mit zurücknehmen zu können nach Saint Marcel. Gabriele lauschte mit hohem Interesse der durchgeisteten Rede des schönen Jünglings und ihr Auge ruhte mit innigem Wohlgefallen auf seinen offenen edlen Zügen. So floß wie ein rosenrother Morgentraum ein Viertelstündchen nach dem andern vorüber. Wie oft es Renaud drängte, dem edlen Romain sein ganzes Herz auszuschütten und ihm

den eigentlichen Zweck seiner Pariser Reise zu entdecken, so hielt ihn doch sein tiefes Zartgefühl davon zurück.

Endlich mußte geschieden sein. Herr Romain hatte solches Interesse an dem jungen Manne genommen, daß er beim Abschied seine Brieftasche hervorzog, ein Blatt Papier hervorlangte und einige Worte darauf schrieb. Er brach das Blatt zusammen und übergab es Renaud.

„Da Sie außer Ihrem Herrn Vetter in Paris gar keine Bekanntschaft haben, so geben Sie dieses Billet an die Adresse ab, an Herrn Armand Romain, Straße Honorée Nr. 17. Es ist mein Bruder und es wird diesem Freude machen, Ihnen gefällig zu sein."

„O wie soll ich Ihnen danken, verehrter Herr," sprach Renaud tief gerührt und eine Thräne trat ihm in die Augen. Lange schaute der Glückliche dem dahin rollenden Wagen nach. Alles war ihm wie ein Traum. Die schöne Gabriele erschien ihm wie eine wunderthätige Fee, einen so bezaubernden Eindruck hatte sie auf ihn zurückgelassen. „Also giebt es doch Engel auf Erden," sprach Renaud, „hab ich nicht selbst das Glück gehabt, mit einem zu frühstücken; denn wenn die schöne und gute Gabriele kein Engel ist, so weiß ich nicht, wie man sich einen Engel überhaupt vorstellen will."

Erst als der Wagen des Herrn Romain längst hinter einem Fruchtwäldchen verschwunden war, dachte der junge Dormans, daß er hier nicht bleiben könne, und daß er heute noch bis Tours müsse. Er überflog noch einmal das liebe Plätzchen unter der alten Linde, wo er so glücklich gewesen. Da bemerkte er an der Stelle, wo das Fräulein gesessen, einige blaue Blumen,

welche Gabriele zurückgelassen. Renaud las sie mit liebender Sorgfalt auf.

„Ihr sollt mit mir gehen," sprach er, „ihr waret Zeugen meines Glücks und so ich euch bei mir trage, wird mir kein Unglück widerfahren."

Er legte die zarten Kinder Floras in seine Brieftasche, die er auf dem Herzen trug und wanderte jetzt, als trüge er einen heiligen Talisman bei sich, glückselig weiter.

Wie prachtvoll ihm stets die Natur erschienen; jetzt war sie ihm verklärt. Je größer die Harmonie im Innern, um so harmonischer erscheint uns auch die Außenwelt. Jeder stille Blumenkelch erinnerte ihn an die Liebe, jeder mit Früchten belastete Baum an die Güte und väterliche Fürsorge Gottes.

Während aber der Jüngling gottselig dahinwandelte, ahnete er nicht, daß er in der Entfernung von einigen hundert Schritten fort und fort beobachtet werde, indem ihm Jemand, gleich wie ein Schatten, folgte. Es war der kleine Pius, der es nicht hatte über's Herz bringen können, sich von seinem Lehrer zu trennen. Etwas Brod in ein Tüchel gebunden, hatte er genau Acht gegeben, wenn Renaud die Heimath verlassen würde. Eine ganze Stunde früher schon, ehe Renaud seine Wanderung antrat, hatte er das Häuschen der Wittwe Dormans aus der Ferne beobachtet. Von seinem Vater, der den Sohn unter Renauds Aufsicht wohl geborgen wußte, war die Erlaubniß zur Reise leicht zu erlangen gewesen. Der kleine Pius hatte die Absicht, seinem Lehrer eine so große Strecke in's Land hinein zu folgen, bis er sicher war, nicht wieder zurückgeschickt zu werden. Nun aber kostete es dem kleinen Knaben viel Aufmerksamkeit, Renaud nicht aus

den Augen zu verlieren und auch immer so weit zurück zu bleiben, daß er nicht bemerkt würde. Machte daher Renaud Halt, mußte Pius gleichfalls Halt machen, und war die Gegend eben, so daß man eine weite Fernsicht hatte, sich sogar hinter einen Strauch oder in einen Graben verbergen, welches Versteck er nicht eher verlassen durfte, als bis Renaud seine Reise fortsetzte. Etwas lang ward daher dem Knaben die Frühstücksscene; zugleich war ihm hier Renaud, der einen Abstecher von der Straße machte, aus den Augen gekommen, was ihm eine kurze Zeit in außerordentliche Betrübniß versetzte. Er stieg ängstlich eine kleine Anhöhe nach der andern empor, aber der theure Lehrer blieb verschwunden. Wie glücklich war daher der Knabe, als er endlich nach einiger Recognoscirung das Frühstück unter Linde entdeckte. Er benutzte daher gleichfalls die freie Zeit, und holte einige Brodrinden aus seinem Tüchlein. Ein kleiner klarer Bach floß in der Nähe, aus welchem der Knabe mit der Hand schöpfte. So hielt Pius ebenfalls sein Frühstück.

Ein wahrhaft Mißgeschick brach aber über den armen Knaben herein, als Renaud am Ufer des kleinen Flusses Indre anlangte, der nur mit Hülfe eines Kahnes und Fährmannes zu überschreiten war. Hier mußte sich Pius, aus der Ferne hinter einer Gartenverzäunung hervorschauend, gedulden, bis Renaud übergesetzt war. Da nun dieser, sobald er das andre Ufer erreicht hatte, hinter Hügeln verschwand, so konnte der arme Knabe nicht schnell genug laufen, um das Fährmannshäuschen zu erreichen. Ehe der Fährmann wieder vom jenseitigen Ufer abstieß, dünkte ihm eine Ewigkeit, denn er wartete allemal mit dem Kahn so lange, bis sich anderweite Passagiere fanden, die herüber wollten. Pius getraute sich nicht zu rufen,

sondern mußte mit klopfendem Herzen so lange warten, bis am jenseitigen Ufer eine Bäuerin erschien, die herüber fuhr. Pius zahlte seinen Sous, fast das Drittel seines Vermögens als Fährgeld und gelangte endlich gleichfalls an das jenseitige Ufer. Jetzt aber war guter Rath theuer. Von dem Orte, wo der Kahn in der Regel anlegte, führten mehrere Wege in's Land, aber alle in verschiedener Richtung. Welchen hatte Renaud eingeschlagen? Es blieb dem armen Kleinen abermals nichts übrig, als einen der benachbarten Hügel zu erklettern. Aber er mochte ausschauen so viel er wollte, nirgends von Renaud eine Spur. In der Angst seines Herzens erkletterte er einen zweiten Hügel. Er konnte hier die Landstraße, welche nach Tours führte, eine ziemliche Strecke überschauen. Alles vergebens. In einiger Entfernung weidete ein Hirtenknabe eine Heerde Schaafe. Pius lief hin zu ihm und erkundigte sich, ob der kleine Hirt nicht einen jungen Mann gesehen hätte, dessen Aeußeres Pius beschrieb.

„Ja," sagte der Hirtenknabe, „der ist schon lange dort hinaus." Er bezeichnete einen Fußweg, der mit der Landstraße in einiger Entfernung parallel lief.

Jetzt muthete Pius seinen kleinen Füßen die außerordentlichste Anstrengung zu. Er begann zu galoppiren und hielt nur von Zeit zu Zeit an, um Athem zu schöpfen. Der Fußsteig mündete nach einiger Zeit bei einem Buchenwäldchen in die Landstraße. Pius, als er das Wäldchen erreicht, sank erschöpft in's Moos. Als er sich etwas erholt, ließ es ihm keine Ruhe. Er durcheilte das Wäldchen und erreichte die Landstraße. Aber ob er sich auch die Augen aussah, keine Spur von Renaud. Dem armen Knaben traten die Thränen hervor. Er wußte jetzt nicht mehr, wohin

sich wenden? Voller Angst lief er zum drittenmale nach einem Hügel, den er nur mit Mühe erklomm, denn er war ziemlich steil. Abermalige vergebliche Rundschau. Jetzt gab Pius die Hoffnung auf. Weinend ging er noch eine Strecke am Fuße des Hügels entlang. Er befand sich jetzt ganz in der Irre, denn auch die Landstraße war verschwunden — heiliger Himmel, da biegt Renaud singend um eine Waldecke und zwar ganz in der Nähe. Pius, halb todt vom freudigen Schreck, aber auch in der Furcht entdeckt zu werden, schlüpft mit wundersamer Behendigkeit am Fuße des Hügels dahin und verbirgt sich in einem Steinbruche.

Renaud war die kurze Erscheinung dennoch aufgefallen. Er blieb einige Augenblicke stehen, da aber Alles still blieb und sich nichts wieder zeigte, schritt er singend weiter.

Wer war glücklicher, als Pius. Er verlor von jetzt an seinen Lehrer nicht wieder aus den Augen. Als es zu dunkeln begann, konnte er sich näher wagen. Renaud erreichte, als der Abend immer tiefer herabsank, eine unfern der Landstraße auf freiem Felde erbaute Scheuer. Ein Feldarbeiter, der zugleich als Hüter angestellt war, saß davor und kochte sich an einem kleinen Feuer sein Abendbrod. Renaud trat heran und frug, ob er gegen eine Entschädigung von ein Paar Sous in der Scheuer übernachten könne.

„Recht gern," erwiderte freundlich der Feldhüter und rückte zu am Feuer, damit auch der ermüdete Wandersmann Platz nehme. Renaud entledigte sich freudig seines Ränzleins und benutzte die Gelegenheit, gleichfalls sein frugales Abendbrod hervorzulangen, wozu ihm der gutmüthige Feldhüter einige gebratene

Kartoffeln verabreichte. Pius, als er aus der Ferne bemerkte, daß Renaud wirklich Anstalt zum Nachtquartier machte, schlich näher und suchte sich einen der im Felde aufgeschichteten Heuhaufen zum Schlafgemach aus. Auch er verzehrte sein Abendbrod, worauf er sich wie ein Maulwurf in die nicht ungewohnte Schlafstätte einwühlte.

Am nächsten Tage ging frühzeitig die Reise weiter. Man erreichte die Stadt Tours, angenehm an der Loire gelegen. Hier hatte aber Pius große Noth, seinen Lehrer in den völkerreichen Gassen nicht aus den Augen zu verlieren. Er war froh, als man die lärmende Stadt im Rücken und wieder die Stille der Landschaft auf die beiden Wanderer herabsank. Die folgende Nacht verbrachte Renaud in einer Dorfschänke und Pius in der dazu gehörigen, aber etwas entfernt liegenden Scheuer. Der getreue Knabe glaubte am Morgen des dritten Tages sicher zu sein, daß ihm sein Lehrer nicht wieder zurückschicken werde. Daß ihn Renaud tüchtig ausschelte, war er überzeugt; um aber den ersten Sturm nach Kräften zu beschwören, stand er sehr früh auf von seinem Lager, erbettelte sich bei der freundlich aussehenden Tochter des Wirths, die ebenfalls sehr früh auf war, etwas Milch. Er erhielt diese in einem alten Topfe, trank jedoch keinen Tropfen davon, sondern schlich sich damit zu dem Strohlager, wo Renaud noch sanft schlummerte und wartete geduldig, bis dieser erwachen würde. Endlich schlug Dormans die Augen auf. Er glaubte noch zu träumen, als er den kleinen Pius neben sich erblickte, der ihm mit demüthiger, bittender Miene die Milch zum Frühstück hinhielt. Wiederholt rieb sich Renaud die Augen; aber es war nicht anders. Jetzt mußte Pius erzählen und als er geendet, war der Jüngling nicht im

Stande, den treuen Knaben auszuschmählen. Er drückte ihn vielmehr gerührt in seine Arme. „Wir bleiben nun beisammen,“ sprach er. Wer war glücklicher als Pius.

Nach einer Wanderung von einigen Stunden stieg die Kuppel der majestätischen Invalidenkirche am Horizonte empor und bald breitete sich die Hauptstadt der civilisirten Welt vor Renauds und seines Schülers Blicken aus.

Viertes Kapitel.

Unter eine der ersten bedeutenden Regierungsmaßregeln, die der erste Consul nach getroffener Uebereinkunft vornahm, gehörte das Schreiben an den König von England, worin er seine Ernennung zum Consul anzeigte und dem mächtigen Inselvolke die Hand zum Frieden bot. Dieses merkwürdige Document lautete folgendermaßen: „Berufen, Sire, durch den Willen der französischen Nation, das höchste Amt der Republik zu bekleiden, halte ich es für schicklich, beim Antritt dieser Stellung, Ew. Majestät unmittelbar davon in Kenntniß zu setzen.

Soll der Krieg ewig dauern, der seit acht Jahren die vier Welttheile verheert? Giebt es denn kein Mittel, sich zu verständigen?

Wie ist es möglich, daß die beiden aufgeklärtesten Nationen Europas, mächtiger und stärker, als ihre Sicherheit und Unabhängigkeit es erheischen, das Gedeihen des Handels, den innern Wohlstand, das Glück der Familien den Ideen eitler Größe opfern? Fühlen sie denn nicht, daß der Friede das größte Bedürfniß, wie der größte Ruhm ist.

Diese Gesinnungen können Ew. Majestät nicht fremd sein. Sie herrschen über ein freies Volk und nur in der Absicht, es glücklich zu machen.

Ew. Majestät werden in dieser Eröffnung nur meinen aufrichtigen Wunsch sehen, zum zweitenmal wirksam zur Herstellung des allgemeinen Friedens beizutragen, durch einen raschen, vertrauungsvollen und denjenigen Förmlichkeiten überhobenen Schritt, die, vielleicht nothwendig, um die Abhängigkeit schwacher Staaten zu verschleiern, bei mächtigen Staaten nur den gegenseitigen Wunsch, einander zu täuschen, verrathen.

Noch länger können England und Frankreich durch den Mißbrauch der eigenen Kräfte zum Unglück für alle Völker deren Erschöpfung verzögern; aber ich wage es auszusprechen, das Schicksal aller civilisirten Völker knüpft sich an die Beendigung eines Krieges, der die ganze Welt in Flammen setzt."

Aber nicht nur England, auch Oesterreich bot er die Friedenshand. Sein Brief, den er am selbigen Tage an den deutschen Kaiser richtete, möge gleichfalls hier eine Stelle finden:

„Bei meiner Rückkehr nach Europa finde ich nach achtzehnmonatlicher Abwesenheit den Krieg noch immer entzündet zwischen der französischen Republik und Ew. Majestät.

Die französische Nation beruft mich zur Uebernahme des höchsten Amtes.

Jeder eiteln Ruhmsucht fremd, ist es mein erster Wunsch, der Vergießung des Blutes, das noch fließen soll, Einhalt zu thun. Nach allem Anschein werden im nächsten Feldzuge zahlreiche Armeen unter geschickten Anführern die Zahl der Schlachtopfer, die der Wiederanfang der Feindseligkeiten bereits gekostet hat, ver-

dreifachen. Ew. Majestät Gesinnung läßt mir keinen Zweifel über den Wunsch Ihres Herzens. Erhält nun dieser Wunsch Gehör, so sehe ich die Möglichkeit voraus, die Interessen der beiden Nationen zu vereinbaren.

Bei den Beziehungen, in denen ich früher zu Ew. Majestät gestanden, bewiesen Sie mir persönlich einige Aufmerksamkeit. In dem Schritt, den ich thue, bitte ich Sie, den Wunsch zu erkennen, diese zu erwidern und Sie mehr und mehr von der vollkommenen Hochachtung zu überzeugen, die ich für Ew. Majestät empfinde."

Aber nicht allein gegen auswärtige gekrönte Häupter, mit denen Frankreich im Kriege lebte, zeigte der erste Consul den Geist der Versöhnung, auch gegen die in Folge der Revolution entstandenen Parteien im Innern des Landes übte er Milde und Verzeihung. Der größte Theil der in Folge des bekannten achtzehnten Fructidors Deportirten, erhielten die Erlaubniß zur Rückkehr in's Vaterland. Unter ihnen befand sich der große Carnot, welcher wieder in's Kriegsministerium eintrat. Von den Zurückberufenen erhielten Viele selbst Anstellung bei bedeutenden Staatsämtern. Die geächteten und noch in Haft befindlichen Priester wurden begnadigt. Der ehemalige Erzbischof von Paris erschien wieder in seiner Diöcese. Die Asche des Papstes Pius VI., der unter dem Directorium zu Valence gestorben, wurde unter würdiger Feierlichkeit beigesetzt.

Der Vendékrieg, welcher unter dem Directorium wieder aufgelodert war, wurde durch weise Strenge innerhalb eines Monats beendigt; und das Benehmen des ersten Consul war so gemäßigt bei dieser wichtigen Angelegenheit, daß mehre Häupter der Vendéer Vertrauen zu ihm und seiner Regierung faßten und von nun an der Frieden in diesen so lange vom Kriegs-

lärm erfüllten und furchtbar verheerten westlichen Provinzen eintrat.

Bei einem großen Theile der Königlichgesinnten hatte sich sogar die Meinung festgesetzt, daß es die Absicht Bonapartes sei, nach wiederhergestellter Ordnung die Familie der Bourbonen auf den Thron Frankreichs zurückzuführen. Es wurden ihm wiederholte Anträge in dieser Beziehung gestellt, und der Prätendent, der nachmalige Ludwig der Achtzehnte, trat selbst in Correspondenz mit ihm. Der erste Consul erklärte aber einen solchen Schritt für unausführbar, weil er die allgemeine Meinung in Frankreich gegen sich haben und von Neuem den blutigsten Bürgerkrieg entzünden würde.

Aber am großartigsten entfaltete sich unstreitig das Genie des ersten Consul in der innern Verwaltung des Landes. Die Verwaltung Frankreichs befand sich im Jahre 1799, wie bereits oben erwähnt worden, in der furchtbarsten Zerrüttung. Es giebt in jedem Lande zwei Arten von Geschäften, die vor Allem gut besorgt sein wollen: Geschäfte des Staats, als Recrutirung, Abgaben, öffentliche Arbeiten und Vollziehung der Gesetze; und zweitens: Geschäfte der Provinzen, die Besorgung von Localinteressen aller Art.

Die constituirende Versammlung und der Nationalconvent hatten beide nach und nach die Administration Frankreichs umgestaltet und schließlich einen Zustand herbeigeführt, der die Anarchie selbst war. Dies war der Grund, warum die Steuerlisten nicht fertig wurden, die Steuererhebung mehre Jahre im Rückstande blieb, die Finanzen zerrüttet wurden und die Armen an Allem Mangel litten. Blos die Recrutirung hatte zuweilen stattgefunden, aber nur in Folge der revolutionären Leidenschaften, welche die Meisten zu den Waffen trieben.

Für einen solchen Zustand war der erste Consul ein wahrer Bote der Vorsehung. Sein einfacher, grader Sinn, von einem thätigen und entschlossenen Character geleitet, fand die richtige Lösung aller der Schwierigkeiten. Die Constitution hatte an der Spitze des Staates eine ausübende und eine gesetzgebende Gewalt gestellt, die ausübende fast ganz unter einem einzigen Oberhaupte vereinigt, die gesetzgebende unter einige berathende Versammlungen getheilt. Dieser einfachen, klaren, fruchtbaren Idee verdankt man die neuere geordnete Verwaltung Frankreichs. Der erste Consul wünschte für jedes Departement einen Präfecten, der den Auftrag hatte, nicht bei einer Collectivadministration um Ausführung der Staatsgeschäfte anzuhalten, sondern diese selbst zu verrichten; der ferner beauftragt war, die Geschäfte des Departements, diese jedoch in Uebereinstimmung mit einem Departementsrath und mit den von letzterem bewilligten Mitteln zu besorgen. Zunächst wurde die Gemeindeverwaltung wieder hingesetzt, wo sie hingehörte, nämlich zu der Gemeinde selbst, gleichviel ob Stadt oder Dorf. Dann wurde zwischen der Gemeinde und dem Departement eine Vermittelungsinstanz hergestellt, das war das Arrondissement. Zwischen dem Maire und Präfecten stand ein Unterpräfect, der den Auftrag hatte, unter Oberaufsicht des Präfecten eine gewisse Anzahl von Gemeinden zu leiten, sechzig, achtzig, hundert, mehr oder weniger, je nach der Größe des Departements. Endlich erhielt jede Gemeinde ihren Maire, ein Beamter der ausübenden Gewalt, mit einer berathschlagenden Versammlung im Municipalrathe zur Seite, der jedoch unter Oberaufsicht der beiden Präfecten die Gemeinde zu verwalten hatte.

So ward jener Mechanismus geschaffen, dem

Frankreich seine Verwaltung verdankt, voller Energie, voller Präcision, voller Genauigkeit in den Rechnungen. Mit Hilfe dieser Organisation gelang es, binnen einem halben Jahre die Ordnung im großen Reiche wieder herzustellen. Man verdankte sie dem Genie und der Energie des ersten Consuls.

Die Organisation der Gerichte wurde gleichfalls weit zweckmäßiger als zeither eingerichtet. Sie hatte den doppelten Zweck, die Gerichtsunterthanen der Rechtspflege näher zu bringen und ihnen doch über der Localrechtspflege, wenn sie appelliren wollten, eine Instanz zu gewähren, die zwar entfernter aber höher war und die nöthige Einsicht und Unparteilichkeit besaß.

Was die Friedensgerichte anlangte, so behielt man diese väterliche, humane und wenig kostspielige Volksjustiz bei, unterwarf sie aber einer zeitgemäßen Verbesserung.

So ward also das Jahr 1800 der Schöpfer der neuern französischen Gerichtsverfassung. Sie bestand aus beinahe zweitausend Friedensrichtern, aus fast dreihundert Untergerichten, für jedes Arrondissement eins, die in erster Instanz die bürgerliche und zuchtpolizeiliche Rechtspflege verwalten, aus neunundzwanzig Obergerichten, welche die Civiljustiz in zweiter Instanz und durch abgesandte Richter, die zur Abhaltung der Geschwornengerichte nach dem Hauptorte jedes Departements kommen und die Criminaljustiz ausüben; endlich aus einem obersten Tribunal, welches die Gesetze auslegt und die Einheit der Gesetzgebung durch die Einheit des Gerichtsgebrauchs vervollständigt.

Derselbe Geist waltete bei den richterlichen Ernennungen. Ehrenvolle Namen, dem alten Advocaten-

und Richterstande entnommen, wurden so viel als möglich hervorgesucht und mit passenden Aemtern bekleidet. Wo nur der erste Consul das Personal des Richterstandes mit ehrenwerthen, glänzenden Namen schmücken konnte, that er es. Kaum waren solche Beamte ernannt, mußten sie sofort abreisen und ihren Richterstuhl einnehmen, um ihre Kräfte dem neuen Reorganisationswerke zu widmen. Diese Reorganisation lag dem ersten Consul weit mehr am Herzen als der kriegerische Ruhm und er hat sich dadurch auch einen segensreichern Ruhm erworben als durch seine glänzendsten Siege.

Indeß war die Friedenshand, welche der erste Consul England wie Oesterreich geboten hatte, nicht angenommen worden. Bonaparte hatte unterm 26. December 1799 geschrieben und unterm 4. Januar 1800 langte bereits die Antwort an. Sie war verneinend und sogar unhöflich. Das englische Cabinet erwies dem ersten Consul nicht einmal die Ehre, die Antwort an ihn selbst zu richten, sondern es erfolgte blos eine Note an den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Diese Note enthielt eine seit einigen Jahren unaufhörlich wiederkehrende Aufzählung der Kriegsanfänge, beschuldigte die französische Republik des ersten Angriffs, warf ihr in den heftigsten Ausdrücken die in Italien, Deutschland, Holland und der Schweiz vorgefallenen Verwüstungen vor, sprach sogar von Räubereien, welche sich französische Generäle in Italien hätten zu Schulden kommen lassen. Man warf der französischen Republik vor, daß sie Thron und Altar umwerfe. Man ging auf die jüngsten Verordnungen des ersten Consul über, erklärte die friedlichen Aeußerungen und Absichten für erheuchelt; seit zehn Jahren hätten alle französischen Regierungen

dasselbe gethan. Der König von Großbritannien könne an den Vorgängen in Frankreich noch keine Veränderung der Grundsätze erblicken, die geeignet wären, Europa die Garantie der Ruhe zu bieten. Der König könne sich erst dann befriedigt erklären, wenn man das Haus Bourbon wieder auf den französischen Thron setze; erst dann sei Aussicht vorhanden, daß die sociale Ordnung nicht wieder gestört werde. Uebrigens sei die Wiedereinsetzung nicht gerade die unerläßliche Bedingung des Friedens; aber bevor Frankreich nicht bedeutsamere und sicherere Anzeichen seines guten Willens gebe, sehe sich England zu seiner eigenen Sicherheit genöthigt, den Kampf fortzusetzen.

Diese ungemessene Note, die von den Verständigen aller Länder gemißbilligt wurde, gereichte dem englischen Ministerium wenig zur Ehre. Sie verrieth mehr Leidenschaft als Einsicht. Der erste Consul ließ sich jedoch nicht irre machen. Er war sich des Eindrucks, den sein gemäßigtes Auftreten in den Augen der Welt hervorgerufen, nur zu wohl bewußt, darum beantwortete er die englische Note mild aber fest. Diese Antwort wurde nicht an den König von Großbritannien, sondern gleichfalls an den englischen Minister des Auswärtigen gerichtet.

Diese ruhige Haltung des ersten Consul verfehlte den Eindruck nicht, den gewöhnlich ein Mann von kaltem Blute auf einen Mann im Zorne hervorbringt. Sie rief eine Antwort des englischen Cabinets hervor, welche die erstere an Gereiztheit und Bitterkeit übertraf.

Jetzt waren keine Worte mehr zu verlieren. Frankreich hatte den Frieden angeboten, England hatte verneinend geantwortet. Es blieb nichts übrig, als von Worten zu Thaten überzugehen.

Die Antwort Oesterreichs war milder. „Man

führte" — hieß es — „nur den Krieg, um Europa vor einem allgemeinen Umsturze sicher zu stellen. Man wünschte nichts sehnlicher, als Frankreich zum Frieden geneigt zu sehen; aber welche Bürgschaften biete es für seine neuen Gesinnungen. Man gestand indessen zu, daß von dem ersten Consul mehr Mäßigung im Innern wie nach Außen, mehr Beharrlichkeit, mehr Treue für übernommene Verpflichtungen zu erwarten sei. Man hoffte dies von seinen großen Talenten, gab jedoch, ohne es auszusprechen, zu verstehen, daß, wenn diese Hoffnung in Erfüllung gegangen, denke man an Frieden und Unterhandlungen."

Also auch mit Oesterreich fortwährender Kriegszustand. Dem ersten Consul blieb jetzt nichts übrig, als abermals zum Schwerte zu greifen und einen Kampf zu eröffnen, der sein Haupt mit unsterblichen Lorbeeren umkrönen sollte.

Fünftes Kapitel.

Der Abend drohte hereinzubrechen, als unsre beiden Wanderer der Hauptstadt Frankreichs ziemlich nahe gekommen waren. Schon zeigten sich hier und da zur Rechten und Linken der Landstraße freundliche Landhäuser, die während der Sommermonate von wohlhabenden Parisern bewohnt wurden.

„Für heute," sprach Renaud zu dem rüstig nebenher wandernden Pius, „möchte es doch wohl zu spät werden, die Barrièren zu erreichen. Mein Rath wäre daher, daß wir wo möglich außerhalb der Stadt ein Nachtunterkommen suchten; denn meinen Vetter in den endlosen Straßen heute noch aufzusuchen, ist eine Unmöglichkeit, und wir kommen vor den Thoren unstreitig billiger weg, als innerhalb."

Pius zeigte nach einem anmuthigen Wäldchen, das in einiger Entfernung von der Straße dahin liegt und aus welchem der Thurm einer kleinen Kirche oder Kapelle hervorragte.

„Du hast Recht, mein Sohn, dorthin wollen wir, da stört uns gewiß Niemand und die Nacht ist noch sommerwarm."

Man hielt eine kurze Zeit Rast. Dann schlug

man den Weg nach dem freundlichen Wäldchen ein. Die Wanderer hatten den schattigen Ort bald erreicht und wandelten auf weichem Moos dahin, was ihren ermüdeten Füßen sehr wohl that. Obschon es zu dunkeln begann, entdeckte des Knaben scharfes Auge noch hinreichend Himbeeren und Erdbeeren, die zum Abendbrode trefflich mundeten. Man lagerte sich unter dem Stamme einer alten Buche. Der kleine Pius war aber, trotzdem daß er den ganzen Tag gewandert, bald wieder auf den Füßen. Die Wißbegier trieb ihn, das Waldkirchlein aufzusuchen, das nicht zu weit entfernt sein konnte, um es beim letzten Abendlichte noch in Augenschein zu nehmen. Er kroch nicht ohne Mühe durch hohes Gestrüpp und gelangte an einen etwas freien Raum, in dessem Hintergrunde sich das kleine Gotteshaus von uralten Linden umarmt, erhob. Die kleine Pforte, die in's Innere führte, war mit hohem Gras bewachsen, ein Zeichen, daß das Kirchlein lange nicht besucht worden war und überhaupt schien in ihm lange kein Gottesdienst gehalten worden zu sein, was in den damaligen unkirchlichen Zeiten nur zu häufig in Frankreich vorkam. Die schmalen Fenster waren von Zweigen fast ganz umwachsen. Der kleine Pius ging ganz nahe an die Pforte und bemerkte zu seinem Erstaunen, daß die Thür derselben nicht verschlossen, sondern nur angelehnt war. Er drückte am Schloß, die Thür that sich auf und der Knabe trat mit einer für sein Alter seltenen Herzhaftigkeit in das dunkle Gotteshaus.

„Ei," dachte er, „das trifft sich prächtig, da hätten wir ja gleich eine Nachtherberge und dazu eine recht fromme, wo uns die lieben Engelein bewachen werden. Wie angenehm das Uebernachten im Freien während

der Abendstunden, um so empfindlicher ist die Kälte des frühen Morgens. Hier aber im Kirchlein sind wir geschützt. Wir tragen etwas Moos herein, bereiten uns in einem der Beichtstühle ein Lager und schlafen prächtig."

Von seiner Entdeckung gar freudig gestimmt, kehrte Pius zu Renaud zurück. Dieser hatte soeben die Bemerkung gemacht, daß der Abendthau bedeutend falle und das Moos sichtbar naß werde. Ihm war daher die Botschaft von dem neu entdeckten Nachtlager äußerst willkommen.

„Es war ein sehr kluger Gedanke von Dir, Pius," sprach Renaud, „auf Entdeckungen auszugehen. Wir würden uns sonst diese Nacht auf dem feuchten Moose sehr übel befunden haben."

Der Knabe machte jetzt den Führer und in kurzer Zeit hatten die Wanderer das Kirchlein erreicht und sich ihr Nachtlager darin so gut wie möglich zubereitet. Pius hatte Moos in Menge herbeigeschleppt, so daß man ganz im dunkeln Hintergrunde der Kirche ziemlich behaglich auf noch gut erhaltenem Breterboden ruhte.

„Jetzt aber, lieber Pius," begann der Jüngling, „ehe wir unser Haupt zur Ruhe legen, laß uns innigst dem lieben Gott danken, der uns unterwegs geleitet und glücklich die lange Wanderung hat vollenden lassen."

Pius beschloß sein Abendgebet stets mit den Versen, die einem frommen deutschen Volksliede entnommen und also lauteten:

Herr Jesus, ich will schlafen geh'n.
Laß vierzehn Engel um mich steh'n,
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,

Zweie, die mich decken,
Zweie, die mich wecken,
Zweie, die mich weisen
In's ewige Paradeisen.

Obschon die beiden Wanderer sehr ermüdet waren, wollte der Schlaf sich doch nicht sobald einfinden. Der Gedanke, mit nächstem Morgen die weltberühmte Hauptstadt zu betreten, erhielt sie noch geraume Zeit wach. Es mochte bereits auf Mitternacht gehen, als Renaud die Unterhaltung abbrach mit den Worten: „Nun aber wird geschlafen!" sich behaglich auf seinem weichen Lager ausstreckte, mit dem festen Vorsatze, in Morpheus Arme zu sinken, als außerhalb der Kirche Schritte vernehmbar wurden.

Renaud und Pius fuhren auf und lauschten.

„Hast Du auch gehört?" frug Dormans leise.

„Freilich," erwiderte Pius in ebenso leisem Tone, „es kommt Jemand."

Die Schritte kamen näher.

„Hast Du die Thür wieder angelehnt?"

„Ja, gerade so wie ich sie gefunden hatte."

„Wer könnte das sein, in so später Stunde?"

„Gutes steckt da kaum dahinter," flüsterte Pius.

„Zum Glück sind wir hier so versteckt," sprach Renaud, „daß, wenn sie auch herein kommen, sie uns nicht entdecken."

„Wenn sie aber Licht anzünden?"

„Unser Winkel hinter den beiden Säulen ist der Art, daß wir unbesorgt vor der Entdeckung sein können."

„Ich fürchte mich auch nicht," versicherte Pius. „Geister sind's nicht, die treten nicht so hörbar auf und gegen Menschen hilft uns der liebe Gott."

Man vernahm jetzt dumpfe Stimmen von mehreren Personen. Die Kirchthür that sich knarrend auf und

drei Männer, von denen der erste eine Blendlaterne in der Hand hielt, traten herein. Renaud und Pius konnten die Eingetretenen genau erkennen, während sie selbst vollkommen versteckt blieben.

Von Zeit zu Zeit warf die Laterne ihren scharfen Strahl auf eines der Gesichter der unbekannten Gesellen. Es waren wilde, verfinsterte Mienen. Die Drei nahmen jetzt an den Stufen des Altars Platz, der Eine schüttete einen Sack mit Kostbarkeiten, goldenen Armbändern, Ringen, Uhren, ohne viel Sorgfalt auf den Steinboden, über welchen man eine Decke gebreitet hatte.

„Der Fang konnte ergiebiger sein,“ begann er, „ich konnte blos bis zum Bureau der Gräfin gelangen.“

„Hast Du sie kalt gemacht?“ frug der Andere.

„Nein, sie erfreute sich eines so energischen Schlafs, daß ich mich mit ihr nicht aufhalten wollte. Aber das verdammte Beest, die Dogge des Grafen, die vor seinem Zimmer Wache hielt, muß eine verflucht feine Nase haben. Wie geräuschlos ich meine Sache machte, sie schlug wiederholt an, so daß ich nicht weiter vordringen konnte.“

„Auch wir,“ begann der Andere, „die wir im Hofe Wache hielten, hatten unsere Noth mit den vierbeinigen Bestien. Die eine erwürgte ich, die andere brachten wir durch ein paar vergiftete Leckerbissen zur Ruhe.“

„Ueberhaupt,“ fuhr der dritte Räuber fort — denn jetzt unterlag es keinem Zweifel mehr, daß es solche waren — „gehen unsere Geschäfte auf dem Lande miserabel. Das reiche geizige Volk nimmt blos das Nothwendigste mit auf die Landgüter. Als wir neulich beim alten General einen Besuch machten, kamen wir

kaum auf die Kosten, die wir allein für die Auskundschaft und zwei Bestechungen verausgabt halten."

„Es ist auch meine Meinung," sprach der Zweite, „daß wir nach der Stadt zurückkehren, um so mehr, als wir heute vom Blutauge nicht üble Offerten gemacht worden sind."

„Blutauge?" frugen die beiden andern mit einem Munde, „hat er wieder von sich hören lassen?"

„Dies hat er. Hört, was er mir unterm gestrigen Tage schreibt. Haltet die Leuchte, daß ich die Schrift erkenne."

Man hielt die Leuchte, daß der Räuber, welcher einen Brief hervorgezogen, die Schriftzüge zu lesen vermochte, welche also lauteten: „Rosignol, wenn Du glaubst, daß ich im Bagno im Schweiße meines Angesichts mein Brod esse, befindest Du Dich in einem bedeutenden Irrthum. Nicht bis zur zweiten Station brachte mich die edle Hermandat. Natürlich kann ich nicht ohne Paris, Paris nicht ohne mich leben. Ich lebe jetzt als Graf Dürosnel bei Madame Laura, unsrer liebenswürdigen Coquette. Aber meine Finanzen bedürfen eines Arrangements. Laura ist luxuriös und das kostet Geld. Ein fetter Braten muß uns werden, wenn Du und der Pastor mir beistehst; auch den Onkel kannst Du mitbringen."

„Wir erkennen gerührt an," warf der eine Räuber, welcher in der Gaunerzunft unter dem Namen der Pastor bekannt war, „daß er meine Wenigkeit nicht ganz vergessen."

„Auch ich bin gerührt," lachte der dritte, welches der Onkel war. „Aber vergessen wir die Hauptsache nicht. Fahre fort Rosignol."

Der Brief lautete weiter: „Es gilt den fetten Armand Romain, Straße Honorée etwas von seiner

Fettlast zu erleichtern. Durch Laura's Vermittlung habe ich vermittelst einer verschmitzten Kammerkatze glücklich erkundschaftet, daß sich in diesen Tagen bei Romain die Fettlast bedeutend anhäuft. Er beabsichtigt, einen Vorschuß an die Regierung zu machen und hat deshalb fleißig angesammelt. In seinem Schlafcabinet allein befindet sich eine Kiste mit hunderttausend Franken in Gold und der Inhalt des in dem Nebengemach befindlichen Schreibsecretairs soll auch nicht zu verachten sein. Aber um zu diesem Fettbissen zu gelangen, müssen erstens zwei Kammerkatzen, die im Durchgange schlafen, alsdann der handfeste Jacques, der die Einfalt hat, allnächtlich sein Schlafsopha vor die Thür seines Herrn Schlafzimmer zu schieben und schließlich der Alte selber stumm gemacht werden. Eine prächtige Gelegenheit für Dich Rosignol und den Pastor, euer Beruhigungstalent an den Mann zu bringen. Die Spionage kostet mich allein bereits zweihundert Franken. Anbei eine Zeichnung des Locals. Das Uebrige mündlich.

„Alle Hagel," meinte der Onkel, „diese Offerte läßt sich hören; Pastor, hier könnt Ihr eure neue Gurgelschnittmethode mit Glanz an den Mann bringen. Aber bleibt denn für mein Genie nichts zu thun übrig?"

„Das Blutauge schreibt nicht, daß Schlösser aufzumachen," sprach Rosignol, „aber vielleicht fällt doch Etwas in Dein Fach, sonst würde er Dich nicht invitirt haben. Doch halt, da steht noch eine Nachschrift. Ist das Blutauge weiblichen Geschlechts geworden, daß es Nachschriften macht?"

Er las: „Laura hat im betreffenden Hause au quatrième eine Piece gemiethet, wo wir uns während des Tages versammeln, aber einzeln, in Pausen von

ein Paar Stunden. Der Portier ist ein durchtriebener Fuchs. Von oben herab bis zu den Fetttöpfen sind drei bis vier Schlösser klar zu machen, aber leichte Arbeit, die ich allenfalls selber übernehme, aber der Onkel mag mitkommen."

„Siehst du, Onkel," sprach der Pastor, „du fällst nicht leer vom Gerüste. Das Blutauge soll leben. Im Spioniren ein Teufelskerl."

„Ich glaubte ihn wahrhaftig auf der Galeere. Ein Glück für uns, daß er wieder da ist. Ohne ihn ist wahrhaft saure Gurkenzeit. Doch jetzt laßt uns den gräflichen Abfall theilen. Du, Onkel, ordne die Häuflein. Der Pastor und ich wollen wählen."

Der Onkel — ehemaliger Goldschmied und bankrotirter Juwelier, verstand den Werth der Pretiosen am richtigsten abzuschätzen. Er theilte das geraubte Gut in drei Abtheilungen, worauf die Andern, ein Jeder für sich, seinen Antheil zulangte.

Als man mit diesem Geschäfte, wo Keiner recht mit der gestohlenen Beute zufrieden war, zu Ende, frug der Pastor: „Hat denn Blutauge nicht geschrieben, wenn die Fettabzapfung bei Romain vorgenommen werden soll?"

„Die Zeit hat er nicht genannt," gab Rosignol zur Antwort, „aber er hat ein unterstrichenes Pressant unter den Brief geschrieben. Das spricht für die nächste oder nächstfolgende Nacht. Mein Rath wäre daher, daß wir uns sofort auf den Weg machten und dem Blutauge unsern Besuch abstatteten."

„Das ist auch meine Meinung," sprach der Onkel. „Laura wird für ein gut Nachtlager besorgt sein. Binnen zwei Stunden sind wir an Ort und Stelle."

Mit diesen Worten löschte Rosignol das Licht aus und das räuberische Kleeblatt verließ den heiligen Ort,

ohne eine Ahnung zu haben, daß dem lauschenden Renaud und Pius kein Wort der ganzen Unterredung entgangen war.

Aber wer vermöchte jetzt den Zustand unserer beiden Wanderer zu beschreiben. Sie waren so ergriffen von dem Gehörten, daß die ganze Nacht kein Schlaf in ihre Augen kam. Der Name des Herrn Romain und die Gefahr, in welcher der Bruder seines edeln Gastfreundes, an welchen er überdies empfohlen war, schwebte, hatte namentlich Renaud dermaßen erschüttert, daß er lieber gleich aufgesprungen wäre, um den edeln Mann von dem entsetzlichen Vorhaben der Räuber in Kenntniß zu setzen.

„Uns muß fürwahr ein guter Engel in dieses Kirchlein geführt haben, was meinst Du, Pius."

„Das glaube ich sicher," antwortete der Knabe, „hier sieht man ganz deutlich das Walten der Vorsehung."

„Ich kann kaum den Morgen erwarten," fuhr Renaud fort, „mit erstem Taggrauen müssen wir aufbrechen, um den Räubern und Mördern zuvorzukommen. Wenn sie nur nicht noch in dieser Nacht ihr Verbrechen ausführen."

„Nein," beruhigte Pius, „sie sagten ja, daß sie allein einen ganzen Tag brauchten, um sich einzeln in das Haus zu schleichen, wo Madame Laura das Gemach au quatrième gemiethet. Aber sollte man es glauben, daß es solche böse Menschen auf der Welt giebt. Wenn ich die entsetzliche Unterredung nicht mit eigenen Ohren angehört, ich würde sie nicht für möglich gehalten haben."

„Und soll mich's mehre Franken kosten," meinte Dormans, „wir müssen sofort einen Miethwagen

nehmen, sobald wir die Stadt erreicht, um so schnell wie möglich Herrn Romain in Kenntniß zu setzen."

Unter solchen Gesprächen verging der größte Theil der Nacht. Gleichwohl behauptete die Natur ihre Rechte, so daß gegen Morgen Renaud wie Pius, trotzdem daß sie den Schlaf mit Gewalt abzuwehren suchten, in einen leichten Schlummer sanken. Es war bereits ziemlich hell, als Renaud erwachte. Er erschrack, daß er die Rettung des Herrn Romain verschlafen haben könne, sprang von dem wenn auch kurzen Schlummer frisch gestärkt empor und rüttelte den Knaben, der hart und fest am Boden lag. Endlich ward auch Pius munter und die Beiden machten sich zur eiligen Weiterreise fertig. Ehe man den frommen Zufluchtsort verließ, betrachtete sich Pius nicht ohne Scheu den Ort, wo die drei Räuber in der Nacht gesessen. Er glaubte jetzt bei hellem Tageslichte fast, daß ein Traum ihn getäuscht. Auch Dormans erging es so.

„Wenn die nächtliche Scene," sprach er, „nicht in allen ihren Einzelheiten deutlich vor mir stünde, würde ich wahrhaftig glauben, geträumt zu haben."

Plötzlich aber ereignete sich ein Umstand, der unsere Wanderer vollkommen überzeugte, daß sie nicht geträumt. Pius entdeckte an der einen Altarstufe etwas blitzendes und obschon Renaud zur Eile mahnte, gönnte sich der Knabe doch so viel Zeit, den Gegenstand aufzuheben. Es war ein kostbares mit Perlen und Edelsteinen besetztes Armband, welches zu Boden gefallen und das die Räuber in der Dunkelheit übersehen hatten.

„Welche Pracht und Herrlichkeit," sprach Dormans, als ihm Pius den Schmuck überreicht hatte, „aber dieses Armband müssen wir irgend einer gerichtlichen

Behörde überliefern, sobald wir die Stadt erreicht haben."

Renaud steckte den Schmuck zu sich und man verlies das kleine Gotteshaus. Schon blitzten die ersten Strahlen der Sonne hier und da durch das Baumlaub. An einem Bächlein, das hell und freundlich durch Moos und Gestein rieselte, ward Toilette gemacht. Das klare Wasser, womit man Brust und Antlitz wusch, erfrischte unsere Wanderer wunderbar, so daß man rüstiger vorwärts schritt als mancher, der ein warmes und stärkendes Frühstück zu sich genommen.

Bald hatten Renaud und Pius den kleinen Wald im Rücken und wieder die Straße erreicht, wo man in sehr schnellem Schritte dahin ging; denn der Wunsch, so bald als möglich die Barrière der Stadt zu erreichen, war in Beiden gleich mächtig.

Je näher man den Mauern von Paris kam, desto lebhafter ward der Verkehr, obschon es noch früh am Tage war, desto glänzender wurden die Landhäuser zu beiden Seiten der Straße. Endlich betraten die Wanderer mit klopfendem Herzen das Pflaster nnd die Trottoire der Hauptstadt. Welch' ein Anblick für arme Landbewohner, die außer Tours noch keine bedeutende Stadt zu Gesicht bekommen. In welchem vergrößerten Maaßstabe zeigte sich hier Alles.

„Siehe, das muß ein Lohnwagen sein," sprach Renaud, „auf ein Gespann mit einem Pferde zeigend, das an einer Straßenecke müßig hielt. Der Jüngling und Knabe nahten sich eilig dem Fuhrwerk und Renaud erkundigte sich, ob der Wagen zu miethen und wieviel bis zur Straße Honorée zu bezahlen. Dem Droschkenmann fiel die Eile und Erregtheit der beiden jungen Leute auf. Er erkannte sofort die Nichtpariser, betrachtete sie aber nicht ohne Mißtrauen.

„Bis Straße Honorée kostet es zwei Franken funfzig Centimen,“ sprach er und machte den Schlag auf.

„Ich will gleich jetzt bezahlen,“ sprach eilfertig Renaud und suchte in seiner Baarschaft nach dem Fahrgelde, bei welcher Gelegenheit das kostbare Armband zum Vorschein kam.

„Ei,“ sprach der Droschkenmann, „das ist ja ein kostbarer Schmuck, wo habt Ihr, junger Mensch, diese Herrlichkeit her?“

Auf diese Frage wußte Renaud nicht gleich die passende Antwort zu finden. Er wollte den fremden Mann nicht sofort das nächtliche Abentheuer mittheilen, ward roth, verlegen und stotterte endlich, daß er es gefunden und im Begriff stehe, es dem Eigenthümer zurückzugeben.

Die Vorausbezahlung, die Eilfertigkeit, die Verlegenheit des jungen Mannes und der kostbare Schmuck waren für den Lohnkutscher der Beweise genug, daß dieses Armband nicht auf rechtliche Art erworben sei und daß überhaupt die beiden jungen Leute sehr verdächtig wären.

„Nun, steiget nur ein,“ sprach er.

Renaud und Pius saßen im Wagen. Der Droschkenmann klappte den Schlag zu und fuhr sehr schnell auf und davon. Wie im Sturm flogen die schönen Häuserreihen der Vorstadt vorüber und Renaud wie sein junger Freund hätten es lieber gesehen, wenn der Wagenlenker weniger streng sein Roß angetrieben hätte. Der von seinem Verdacht vollkommen überzeugte Droschkenmann hatte aber bei diesem Schnellfahren seine gute Absicht. Er fuhr seine beiden Passagiere nicht nach der gewünschten Straße Honorée, sondern direct nach der Polizeipräfectur.

Nach ziemlich langer Fahrt, bei welcher sich Renaud und Pius an den Herrlichkeiten und Neuheiten der Hauptstadt nicht satt zu sehen vermochten, hielt der Wagen vor einem prächtigen Gebäude.

„Wenn dies das Haus des Herrn Romain ist," sprach Dormans, „so muß dies ein sehr reicher Herr sein."

Der Droschkenmann zeigte mit der Peitsche nach seinem Wagen, worauf mehrere halb bürgerlich, halb militairisch gekleidete Herren sofort nach den Kutschenschlägen eilten und mit vieler Bonhomie Renaud und Pius beim Aussteigen behülflich waren. Auch der Droschkenmann war vom Bocke gestiegen und hatte einem der höher gestellten Polizeibeamten einige Worte in's Ohr geflüstert.

Unsere beiden Landbewohner, welche beständig in der Meinung standen, im Hotel des Herrn Romain sich zu befinden, wurden in ein abgesondertes Gemach geführt. Ein Polizeibeamter nahm den kleinen Pius freundlich bei der Hand und brachte denselben in ein anstoßendes Cabinet.

Dormans suchte jetzt in seinem Portefeuille nach der Empfehlungskarte, die er Herrn Romain, von dem er glaubte, daß er jeden Augenblick in's Gemach treten werde, überreichen wollte. Anstatt des Herrn Romain aber trat ein höherer Polizeiofficiant herein, welcher Renaud ersuchte auf einem Sopha Platz zu nehmen, indem er sich neben ihn setzte.

„Ihr seid erst heute nach Paris gekommen?" begann der Beamte sein Examen, aber in einem Tone, der so human, ja cordial klang, daß Renaud noch immer nicht ahnte, wen er vor sich habe. Er antwortete daher ziemlich unbefangen: „Allerdings, um meinen Vetter, Herrn Charpentier zu besuchen, aber

ich habe zuvor noch in dringender Angelegenheit mit Herrn Banquier Romain zu sprechen, weshalb ich sofort hierher gefahren bin. Könnte ich nicht bald das Glück haben? Was ich ihm mitzutheilen, ist von äußerster Wichtigkeit."

Der Beamte schien auf Dormans Rede, obschon er sie nicht verstand, einzugehen, um seinem Zwecke näher zu kommen.

„Aha," sprach er, „Ihr wollt gewiß Herrn Romain das kostbare Armband zurückstellen, das ihm unlängst abhanden gekommen."

Als Renaud von dem Armbande hörte, ward er verlegen und roth. Er begriff nicht, wie der unbekannte Herr davon wissen konnte. Er wußte nicht, was er auf diese Frage erwidern sollte, da er dem völlig unbekannten Herrn nicht sofort entdecken wollte, wie er zu dem Schmucke gekommen.

Der Polizeibeamte, dessen Verdacht mehr und mehr rege wurde, wiederholte in etwas geschärftem Tone seine Frage und als Renaud noch immer zögerte, verlangte er den Schmuck zu sehen. Eine solche Zumuthung erschien dem jungen Manne unverschämt. Er erhielt seine völlige Fassung wieder.

„Diesen Schmuck," sprach er, „werde ich bei der betreffenden Behörde niederlegen."

„Bei dieser Behörde befindet Ihr Euch," sprach der Beamte streng, „und ich verlange jetzt, daß Ihr das Armband vorzeigt und der Wahrheit gemäß eingesteht, wie Ihr dazu gekommen?"

Renaud war wie aus den Wolken gefallen. Er sprang erschrocken auf.

„Um Gotteswillen, ist das nicht das Hotel des Herrn Romain."

„Zufällig nicht, mein Herr, es ist die Polizeipräfectur.“

„Die Polizeipräfectur? Ich muß aber zu Herrn Romain. Um aller Heiligen Willen lasset mich zu diesem Herrn.“

Der Beamte, welcher dem Benehmen Renauds fortwährend mißtraute, sprach: „Zuvor gebt Auskunft über das Armband.“

Die Angst stieg in dem jungen Manne immer höher.

„Lasset mich zu Herrn Romain,“ rief er in dringendstem Tone.

„Zuvor Auskunft über den Schmuck.“

„Ihr sollt Alles erfahren, aber ich muß jetzt zu Herrn Romain. Es handelt sich um sein Leben.“

Der Beamte, welcher diese Worte und die ganze Erregtheit des jungen Mannes für Comödie hielt, sprach mit Entschiedenheit: „Ihr werdet nicht zu Herrn Romain gehen, sondern seid vor der Hand mein Gefangener.“

Mit diesen Worten verließ er schnell das Zimmer, und Renaud vernahm mit Entsetzen, wie von Außen ein gewaltiger Riegel vorgeschoben wurde.

Wer beschreibt die Lage des Gefangenen. Er rüttelte verzweifelt an der mit Eisenbändern beschlagenen Thür. Er rief, daß es sich um viele Menschenleben handele. Der außen postirte Hüter, dem ähnliche Scenen der Verzweiflung in seiner langen Praxis wahrscheinlich wiederholt vorgekommen, würdigte den Ausbrüchen des Inhaftirten keines Wortes. Wenn er sich ausgetobt hat, dachte er, wird er schon ruhig werden.

Indessen ward die Lage Renauds immer entsetzlicher. Er rief nach Pius. Auch dieser war verschwunden. Er rasselte von Neuem an der Kerkerthüre. Er schrie jetzt laut, daß man Herrn Romain wenigstens warnen sollte, weil schon die nächste Nacht sein Leben in Gefahr sei. Alles blieb still. Niemand erschien. Keine Antwort erfolgte.

Sechstes Kapitel.

Der erste Consul hatte den Palast Luxemburg verlassen und war in die Tuilerien, das alte Königsschloß, gezogen. Als er am Abende des verhängnißvollen Tages an der Seite seines Cabinetsecretairs Bourienne durch die geschmückten Hallen des königlichen Stammsitzes schritt, sagte er die bedeutungsvollen Worte: „Nun Bourienne, in den Tuilerien wären wir — jetzt gilt's, darin zu verbleiben."

Dem glänzenden Einzuge selbst ging ein großes militärisches Schauspiel vorher, welches halb Paris auf die Beine brachte. Die schönen Regimenter, die sich bald in den Gefilden Deutschlands und Italiens von Neuem mit Ruhm bedecken sollten, eröffneten, befehligt von Lannes, Murat und Bessières, den imposanten Zug. Es folgten die Minister, der Staatsrath, die Spitzen der Staatsbehörden. Hierauf erschienen in einer prächtigen Carosse, von sechs schneeweißen Zeltern gezogen, die drei Consuln. Diese Zelter waren dieselben, welche der deutsche Kaiser auf Veranlassung des Friedens von Campo formio dem General Bonaparte zum Geschenk gemacht hatte. Desgleichen hatte Bonaparte den prächtigen Säbel

umgeschnallt, den er von selbigem Monarchen erhalten hatte. So wußte er geschickt Alles zu benutzen, was ihn als einen friedenstiftenden Sieger hinstellte.

Das Volk, welches zu Hunderttausenden die Straßen bedeckte, begrüßte mit ungeheucheltem Enthusiasmus den Helden. Man erblickte in ihm den Ruhm und das grünende Glück Frankreichs. Auf dem Carrouselplatze ward der Wagen der Cosuln von der neu gebildeten Consulargarde in Empfang genommen und fuhr an zwei Wachhäusern vorüber, über welchen aus frühern Tagen die Inschrift stehen geblieben: „Das Königthum in Frankreich ist abgeschafft und wird nie wieder eingeführt werden.“

Sobald der erste Consul an Ort und Stelle gelangt, stieg er zu Pferde und lies die vor dem Palast aufgestellten Truppen die Revue passiren. Es war eine der glänzendsten Revueen, welche die Hauptstadt Frankreichs je gesehen.

Bonaparte durchritt alle Abtheilungen, sprach manches Schmeichelwort zu Offizieren und Gemeinen, worauf er sich vor den Pavillon de l'Horloge stellte, Murat zu seiner Rechten, Lannes zu seiner Linken und hinter ihm ein zahlreicher Generalstab, bestehend aus jungen Kriegern, deren Gesichter gebräunt von der Sonne Italiens und Aegyptens und deren Alterjahre bei weitem nicht die Zahl der Schlachten und Gefechte erreichten, denen sie beigewohnt.

Als die von Kugeln zerfetzten und von Pulver geschwärzten Fahnen der dreißigsten, dreiundvierzigsten und neunzigsten Halbbrigade bei Bonaparte vorüberzogen, entblößte er sein Caesarenhaupt, welche Huldigung der Tapferkeit dargebracht, die Massen electrisch durchzuckte und einen nicht enden wollenden Beifallsturm hervorrief.

Nachdem das Defiliren der Colonnen vorüber, stieg der erste Consul die große Treppe der Tuilerien hinauf und nahm mit keckem Muthe Besitz von der ehemaligen Wohnung der Könige von Frankreich.

Wenige Tage nach der berühmten Revue erhielt die Regierung Nachricht von dem Tode des großen Bürger Washington, der in stiller Abgeschiedenheit auf seinem einfachen Landhause in Virginien verschieden war. Dieses erschütternde Ereigniß lies der erste Consul der französischen Armee durch den berühmten Tagesbefehl bekannt machen:

Washington ist todt. Dieser große Mann hat die Tyrannei bekämpft und die Freiheit seines Vaterlandes befestigt. Sein Angedenken wird jedem Franzosen, jedem freiheitliebenden Mann theuer sein, besonders aber dem französischen Soldaten, der wie die Amerikaner für Freiheit und Gleichheit steht. Aus diesem Grunde bestimmt der erste Consul, daß die Fahnen und Standarten der französischen Bataillone auf zehn Tage mit Flor umhüllt werden."

Die Einführung der Ehren-Waffen, die Vorläufer der spätern Ehrenlegion, fällt in dieselbe Zeit. In Folge davon erhielt der erste Consul von einem Grenadier, der einen Ehrensäbel erhalten, folgenden Dankesbrief: „Leon Aune, Grenadiersergeant in der zweiunddreißigsten Halbbrigade an den Bürger Bonaparte, erstem Consul zu Paris! Bürger, erster Consul! Ihre Ankunft auf dem Boden der Republik hat alle reinen Herzen getröstet, namentlich das meinige. Meine einzige Hoffnung sind Sie. Darum komme ich zu Ihnen, wie zu meinem Schutzgotte und bitte für einen Platz in Ihrem Gedächtniß für den Leon, den Sie so oft auf den Schlachtfeldern mit Ihrer Gunst beehrten.

Ich konnte mich nicht mit Ihnen nach Aegypten einschiffen, um dort unter Ihrem Befehle neue Lorbeeren zu pflücken. Ich bin im Depot der zweiunddreißigsten Halbbrigade zurückgeblieben. Ich habe von meinen Kameraden gehört, daß Sie sich meiner oft erinnerten und in Aegypten von mir sprachen. Deshalb bitte ich Sie, mich nicht zu verlassen, sondern mir zu erkennen zu geben, daß Sie auch jetzt noch mich in ihrem Gedächtnisse tragen. Es ist wohl unnütz, Sie an die Kämpfe zu erinnern, bei denen ich Gelegenheit fand, zu beweisen, daß ich ein echter Republikaner und der Achtung meiner Obern werth sei. Sie werden nicht vergessen haben, daß ich bei Montenotte den General Rampon und dem Oberst Maße das Leben rettete, was sie selbst Ihnen bezeugt haben. Bei Dego nahm ich dem feindlichen Commandanten eine Fahne ab. Bei Lodi war ich der Erste beim Sturm und brach meinen Waffengefährten Bahn. Bei Borghette war ich einer der Ersten, die auf Kähnen übersetzten. Als die Brücke gebrochen war, stürzte ich auf den Feind und nahm den feindlichen Befehlshaber gefangen. Später, als ich selbst gefangen wurde, tödtete ich den feindlichen Commandanten und hierdurch konnten sich vierhundert Mann retten, die sich gleich mir in der Gefangenschaft befanden. Außerdem habe ich fünf Wunden und hoffe und bin überzeugt, Sie werden sich jederzeit der Braven erinnern, die ihrem Vaterlande treu gedient haben. Gruß und Hochachtung Leon Aune."

Der erste Consul antwortete auf diesen Brief: „Ihr Schreiben mein tapferer Kamerad, habe ich erhalten. Sie haben nicht nöthig von Ihrer Tapferkeit zu sprechen, denn seit dem Tode des unerschrockenen Benezete sind Sie der tapferste Grenadier der Republik.

Sie haben einen der Ehrensäbel erhalten, die ich vertheilen ließ. Alle Ihre Kameraden waren einstimmig, daß Sie ihn am meisten verdienten. Ich wünsche sehr, Sie zu sehen. Der Kriegsminister schickt Ihnen den Befehl nach Paris zu kommen. Bonaparte."

Nach seiner Ankunft wurde der Sergeant Leon Aune zum Oberlieutenant bei den Grenadieren der Consulargarde ernannt.

Die Antwort des ersten Consul machte die Runde durch die ganze Armee. Der erste Feldherr des Jahrhunderts hatte einen Sergeanten mein tapferer Kamerad angeredet. Brauchte es mehr, um die Soldaten für ihren großen Führer zu begeistern? In späteren Kapiteln werden wir sehen, welchen Gebrauch Bonaparte von diesem Geiste seiner Soldaten machte. Doch dürfte hier vor Allem der Ort sein, jener unsterblichen Cohorten zu gedenken, die den Ursprung der weltberühmten spätern Kaisergarde bildeten — es ist die aus der Directorialgarde hervorgegangene Consulargarde. Sie ward nur durch solche Soldaten ergänzt, die sich auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet hatten, bestand Anfangs aus zweitausend Mann und genoß vor allen andern Regimentern bedeutende Auszeichnung. Diese Bevorzugung hatte aber auch ihre nachtheiligen Folgen, welche hauptsächlich in Reibungen, Zänkereien und Herausforderungen bestanden. Als charakteristisch mögen folgende Beispiele erwähnt werden:

Eines Tages unterhielt sich ein Brigadetrompeter der Jäger zu Pferde der Consulargarde an dem Thore seiner Kaserne mit einigen seiner Kameraden, ebenfalls Unteroffiziere. Mehrere Fechtmeister der Linie traten heran und erkundigten sich in etwas anmaßendem

Tone nach ihren Collegen bei den Gardejägern zu Pferde.

Der Trompeter, die Absicht der Fechtmeister erkennend, erwiderte kurz: „Sind in Aegypten gefallen."

„Aber Trompeter," frug der eine der Fechtmeister, indem er martialisch seinen Schnurrbart drehte, „sind denn gar keine übrig geblieben?"

„Zum Henker," fuhr jetzt der Trompeter heraus, „kommt herein und sucht Euch Kämpfer aus so viel Ihr wollt; sie nehmen es Alle mit Euch auf, wenn auch unsere Meister in Aegypten gefallen sind."

„So wähle ich Dich," sprach der eine Fechtmeister zu dem Trompeter. „Sehr schmeichelhaft," erwiderte dieser. Die übrigen Fechtmeister wählten sich unter den Gardejägern ebenfalls ihre Gegner. Man nahm die Säbel zur Hand, begab sich auf den Kampfplatz und in kurzer Zeit waren die großsprecherischen Fechtmeister den tapfern Gardisten unterlegen. Eugen Bauharnais, der damals noch Escadronchef bei den Gardejägern zu Pferde war, als er von dem Duell Kunde erhielt, ließ den Brigadetrompeter, den er sehr liebte, vor sich kommen. Er stellte sich sehr erzürnt.

„Ich hasse solchen Scandal," sprach er, „und wenn ein solcher noch einmal vorfällt und Du wieder dabei betheiligt bist, lasse ich Dir eine Holzklinge in Deine Säbelscheide ziehen."

„Mein Commandant," antwortete mit großer Ruhe der Trompeter, „wer uns eine Suppe einbrockt, den werden wir auch zum Mitessen bringen."

Einige Tage später entstanden neue Reibungen mit den Jägern zu Pferde. Man machte ihnen den Vorwurf, daß sie sich nicht auf das Marsfeld getrauten. Um dieses Mißtrauen zu widerlegen, begaben sich — trotz des ausdrücklichen Verbots ihrer

Obern — fünfzig Mann auf den Kampfplatz. Von der Linie traten ihnen fünfzig tüchtige Streiter entgegen. Man schlug sich wie im Gefecht, das immer mörderischer wurde, so daß sich der Commandant von Paris genöthigt sah, eine Schwadron Grenadiere zu Pferde abzuschicken, welche einen förmlichen Angriff auf die erbitterten Kämpfer machte und rücksichtslos Feind oder Freund niederritt.

In Folge dieser Streitigkeiten mußten mehrere Regimenter die Hauptstadt verlassen und die Ruhe ward wieder hergestellt. Nichtsdestoweniger wäre der oben erwähnte Brigadetrompeter bald die Ursache zu neuen Zwisten geworden. Er traf in Gesellschaft mehrerer Kameraden mit einem riesigen Tambourmajor eines neuangekommenen Infanterieregiments bei einem Glase Wein zusammen. Der Ruf des Trompeters war dem Tambourmajor zu Ohren gekommen und dieser, auf seine Riesenfigur vertrauend, suchte den Trompeter zum Kampfe zu reizen.

„Meiner Treu'," hub er an, „es ist gut, Trompeter, daß Ihr auf dem Marsfelde nicht mir gegenüber gestanden. Wie ich Euch jetzt kennen gelernt, sollte es mir leid thun, wenn ich Euch in's andere Leben geschickt hätte."

Der Trompeter besah sich seinen Mann und erwiderte: „Denkt Ihr, ich hätte Furcht vor Euch. Wahrscheinlicher ist, daß ich Euch hingelegt hätte, und mein Kummer darüber würde zu ertragen gewesen sein. Eure Gesundheit, Major!"

„Du," rief der Tambourmajor blaß vor Zorn und stieß sein Glas heftig auf den Tisch, zum Zeichen, daß er mit dem Trompeter nicht anstoßen wolle.

„Ja, ich," erwiderte der Trompeter mit Ruhe, „seht, ich würde Euch, falls Ihr mit mir anbindet,

mit sammt Euerm Stocke in diese leere Weinflasche manövriren."

Der Tambourmajor außer sich, sprang auf, zeigte seine gewaltige Figur, hielt dem Trompeter die Flasche hin und rief: „Probirt es!"

Der Trompeter nahm die Flasche, machte die Nagelprobe, ob noch ein Tropfen Wein darin, dann sagte er kaltblütig: „Ich mag nicht, Ihr würdet Langeweile darin empfinden. Eure Gesundheit, Herr Major."

Das schallende Gelächter der Andern machte, daß auch der Tambourmajor eine gute Miene zum bösen Spiele annehmen und mit dem Trompeter ein Glas leeren mußte.

Sind diese Beispiele an sich auch unbedeutend, so tragen sie doch wesentlich zur Charakteristik der damaligen Consulargarde und ihres Verhältnisses zur übrigen Armee nicht unwesentlich bei.

Siebentes Kapitel.

Nach einer endlos langen Stunde, welche dem armen Renaud eine Ewigkeit dauerte und in welcher er fast die Qualen eines zum Tode Verurtheilten gelitten, erschien der frühere Polizeibeamte von Neuem.

Renaud, blos von dem Gedanken durchdrungen, den Herrn Romain zu retten, theilte jetzt ausführlich Alles mit, den Zweck seiner Wanderung, was es mit dem kleinen Pius für eine Bewandtniß, sein Abentheuer in der Waldkirche, das Auffinden des Armbandes und schloß seine Mittheilung mit der Beschwörung, Veranstaltungen zu treffen, den Herrn Romain zu retten.

Der Polizeibeamte hatte der Erzählung Renaud's mit größter Aufmerksamkeit zugehört; aber wie aufrichtig auch der junge Mann in seiner Mittheilung war, entschwand dem Beamten doch noch nicht aller Verdacht, daß er einen feinen Betrüger vor sich habe, an welchen die Hauptstadt Frankreichs nur zu reich ist. Er versprach Renaud, die erforderlichen Vorkehrungen zu treffen, um Herrn Romain vor der Räuberbande sicher zu stellen und sich derselben zu bemächtigen. Nichtsdestoweniger bedauerte er, den Jüngling für den Augenblick nicht frei geben zu können.

Renaud, nachdem er nur die Gewißheit erhalten, daß Herr Romain gerettet werde, ergab sich mit leichtem Herzen in sein Schicksal.

„Meine Unschuld," sprach er, „wird morgen an den Tag kommen. Bis dahin will ich mir gern das Gefängniß gefallen lassen."

„Wenn Eure Aussage auf Wahrheit beruht," erwiderte der Beamte, „und die Veranlassung giebt, daß ein so großes Verbrechen entdeckt und mehrere Menschenleben gerettet werden, so könnt Ihr Euch nur Glück wünschen und den Zufall preisen, der Euch zu so glücklicher Zeit nach Paris geführt hat."

Bald erschien auf Befehl des Beamten auch der kleine Pius in Renaud's Gemach. Der Officiant unterhielt sich noch geraume Zeit mit den beiden Gefangenen und überzeugte sich immermehr, daß er es mit ehrlichen Leuten zu thun habe. Er ward daher um Vieles freundlicher, ließ ein Frühstück bringen, sprach ihnen Trost zu wegen ihrer Verhaftung und verhieß ihnen, daß sie nicht länger als zum andern Tage währen würde. Zugleich verdoppelte er seine Anstrengung, der Räuberbande im Hause des Herrn Romain, an deren Bestand er jetzt nicht mehr zweifelte, in seine Gewalt zu bekommen. Er begab sich in Person zu Herrn Romain, welchen er von der Gefahr, die ihm drohte, in Kenntniß setzte; und die Beiden vereint trafen so unvermerkt wie möglich alle Anstalten, nicht nur den Plan des höllischen Complotts zu vereiteln, sondern auch die betreffenden Mordgesellen für immer unschädlich zu machen.

Ihre Bemühungen wurden auch mit dem erwünschtesten Erfolge belohnt. Ganz wie die Bösewichter in der Kirche verabredet und wie Renaud dem Polizeiofficianten entdeckt hatte, erfolgte ihr Einschleichen

in das Haus des Mannes, den sie sich zum Opfer ausersehen hatten. Bereits am Abende desselben Tages befand sich die ganze Bande mit sammt Madame Laura in den Händen der Behörde und bereits am nächsten Morgen fuhr ein eleganter Wagen bei der Polizeipräfectur vor, um Renaud und seinen kleinen Begleiter zu Herrn Romain zu bringen. Der bereits bekannte Polizeibeamte war mit in den Wagen gestiegen und war für die beiden in Paris völlig unbekannten Landleute der freundlichste und wohlwollendste Cicerone, denn er fühlte sich ihnen durch die Entdeckung des Mördercomplotts wahrhaft verbunden.

Als man in das glänzende Haus des reichen Herrn Romain einfuhr, kam Letzterer hoch erfreut den Ankommenden die halbe Treppe entgegen und führte sie in einen schönen Salon, wo sich ein schöner junger Mann vorfand, der in seiner Haltung und Kleidung den höhern Militair nicht verkennen ließ.

Als man Platz genommen, mußte Renaud erzählen. Dieser zog jetzt das Albumblatt hervor, auf welchem er an Herrn Romain empfohlen war und überreichte es dem Banquier.

Herr Romain traute seinen Augen kaum.

„Was muß ich sehen,“ rief er im Tone der freudigsten Verwunderung, „von meinem Bruder in Saint Marcel? Wie geht es ihm? O erzählet, mein Lebensretter, welche wunderbare Fügung der Vorsehung.“

Renaud, dem der Wein des kostbaren Frühstücks, welches Herr Romain hatte auftragen lassen, das Herz vollends auf die Zunge trieb, theilte jetzt in seiner ehrlichen und herzlichen Art den Grund und den Zweck seiner Pariser Reise mit, das Frühstück unter der Dorflinde, und selbst, wie Pius ihm nachgelaufen,

wußte er auf so gemüthlich humoristische Weise darzustellen, daß Herr Romain den Kleinen wiederholt in seine Arme zog und abküßte.

„Du bist ja ein prächtiger Junge," rief er, „so ist's brav, ein wackrer Schüler soll seinem guten Lehrer stets folgen."

Mit nicht geringerem Interesse aber als Herr Romain hatte der anwesende militärisch gekleidete junge schöne Mann den Mittheilungen Renaud's zugehört. Er stand plötzlich auf und dem Jüngling die Hand reichend, frug er: „Verstehen Sie Mathematik?"

Renaud blickte ob dieser Frage etwas verwundert auf.

„Ich habe," erwiderte er bescheiden, „mich zwar viel mit dieser Wissenschaft beschäftigt, fühle aber, daß ich noch sehr zurück bin."

„Dem braven Capitain Dorsenne, dritte Grenadiercompagnie der Consulargarde," fuhr der schöne militärische Herr, der Niemand anders war, als der tapfere General Joachim Murat, mit Eifer fort, „fehlt ein gebildeter Unteroffizier. Wollt Ihr Soldat werden?"

Die Worte: dritte Grenadiercompagnie der Consulargarde, wirkte so berauschend auf Renaud, daß er anfänglich glaubte, der vornehme militärische Herr treibe Scherz mit ihm. Der Wunsch, Soldat zu werden und für den Ruhm des Vaterlandes zu kämpfen, wohnte schon lange in Renaud's Brust, und nur der Gedanke an seine arme Mutter, die alsdann ganz verlassen gewesen wäre, hatte ihn nicht laut werden lassen. Unteroffizier bei der berühmten Consulargarde erschien ihm als ein glänzendes beneidenswerthes Loos; gleichwohl war es wieder der Gedanke an die Mutter, der ihn die Worte hervorpreßte, daß

heilige Pflichten ihn abhielten, von dem so hochehrenden Erbieten Gebrauch zu machen.

„Heilige Pflichten,“ frug Murat, „und welche wären dies?“

„Meine Mutter,“ gestand Renaud, „würde ganz verlassen sein.“

„Was meinet Ihr,“ Freund Romain, sprach der General, „ich dächte, da nähmen wir uns der braven Frau an, die einen so braven Jungen geboren, der fürwahr in der Armee mehr nütze, als wenn er auf seinem Dorfe verbauert. Der erste Consul braucht tüchtige Soldaten für den bevorstehenden Feldzug und ich bin überzeugt, Herr Dormans wird seinen Mann stellen. Bis zum Lieutenant ist dann ein Katzensprung. Die erste Affaire kann Gelegenheit geben.“

„Auch wenn Herr Dormans nicht Soldat wird,“ erwiderte Herr Romain, „ist für seine gute Mutter gesorgt. Ich bin ja sein großer Schuldner und glaube, meine Schuld und Dankbarkeit nur dadurch in Etwas abtragen zu können, daß ich mich sowohl seiner, als auch seiner Mutter auf das väterlichste annehme.“

„Das ist ganz lobenswerth,“ sprach Murat, „aber machen Sie mir den braven Jungen nicht abspenstig.“ Er wandte sich wieder zu Renaud.

„Ihr hört,“ sprach er, „daß Herr Romain versprochen hat, für Eure Mutter zu sorgen und Herr Romain ist ein Mann von Wort, also fällt der Grund, der Euch hindert, in die Armee zu treten, hinweg. Da Ihr Mathematik versteht, wird Euch das Offizierexamen, das vielleicht in Kurzem bevorsteht, nicht schwer fallen.“

Renaud wußte noch immer nicht, ob er wache oder träume. Das Glück brach in solcher ungeahnten Fülle über ihn herein, daß er ganz geblendet und betäubt dasaß.

Herr Romain, der nicht wünschte, daß sein junger Freund und Lebensretter einen vielleicht übereilten Entschluß fasse, sprach zu Murat: „Geben Sie Herrn Dormans einige Bedenkzeit. Wo es sich um den künftigen Lebensplan handelt, will die Sache zuvor wohl überlegt sein. Hat er Lust zum Soldatenstande, sei es ferne von mir, ihn zurückhalten zu wollen, will er sich aber vielleicht den Wissenschaften widmen, soll mir es eben so angenehm sein. Aber was machen wir mit dem treuen Pius, wenn sein Lehrer unter die Soldaten geht?"

„Ich werde Tambour bei seiner Compagnie," erwiderte rasch entschlossen der Knabe.

Murat und Romain mußten laut auflachen bei diesem feurig ausgesprochenen Entschluß.

„Aber Du bist nur zu verteufelt klein," sprach der General, „und überdies für die Consulargarde. Hast Du nicht die baumlangen Tamboure der Gardegrenadiere gesehen."

„Man hat mir gesagt," erwiderte der Knabe, „bei Trommelleuten käme es auf große Statur nicht an, da wäre das Trommeln die Hauptsache und trommeln kann ich, da erkundigen Sie sich bei Herrn Merlin."

„Wer ist Herr Merlin," frug Murat.

„Unser Dorfschulz und Commandant der Nationalgarde von Saint Marcel. Nicht wahr, Herr Dormans," sprach er zu Renaud gewendet, „auch Sie können bezeugen, daß ich gar nicht übel trommle."

Der Gefragte war mit sich selber zu sehr beschäftigt, als daß er auf die Rede des Knaben hätte sonderlich achten sollen. Doch bestätigte er, wiederholt von Pius gefragt, des letztern Virtuosität in der edleu Kunst des Trommelns.

„Nun, wir werden ja sehen," tröstete der General;

„aber,“ fuhr er fort, „Herr Dormans ist mir noch immer die Antwort auf meine vorige Frage schuldig.“

Renaud hatte endlich Worte gefunden.

„Es war schon immer,“ sprach er, „der Wunsch meines Herzens, namentlich jetzt, wo das Vaterland von zahlreichen Feinden bedroht wird, dasselbe mit vertheidigen helfen zu dürfen. Und wenn meine gute Mutter nichts dawieder hat, nehme ich mit Freuden und unter heißem Danke das großmüthige Erbieten des Herrn Generals an. Weiß ich doch nicht, wie ich mich dieser hohen Ehre und Auszeichnung würdig machen soll.“

„Daß Du ein braver Soldat wirst, mein Sohn,“ sprach wohlgefällig Murat.

Herr Romain kam nochmals auf seinen Satz zurück, daß wo es sich um eine neue Lebenslaufbahn handle, Nichts übereilt werden dürfe. Er kam auch auf den Vetter Charpentier zu sprechen, welchem Manne doch zunächst die ganze unternommene Reise gelte.

„Ich kenne ihn selbst nicht,“ sprach er „aber nach seinen braven Verwandten in Saint Marcel zu schließen, wird es höchst wahrscheinlich ebenfalls ein guter Mann sein. Zögert daher nicht, guter Freund, dem Bäcker Euren Besuch zu machen. Erzählt aber demselben vor der Hand noch nichts von Euren Erlebnissen in Paris. Erscheint ihm als armer Vetter aus der Provinz, der gekommen, des wohlhabenden Mannes Hilfe in Anspruch zu nehmen. Das ist die beste Art und Weise, die guten Freunde und namentlich die Verwandten zu prüfen und kennen zu lernen.“

Zugleich bot Herr Romain seinem Lebensretter, sowie dessen kleinen Begleiter die freundlichste Wohnung

in seinem Hause an und zwar so lange ihr Aufenthalt zu Paris währte.

„Ihr seid von heute an,“ sprach er, „mein beständiger Gast. Vetter Charpentier mag also noch so in Euch stürmen, bei ihm zu wohnen; ich würde es für die höchste Kränkung annehmen, wenn Ihr mich verschmähet.“

General Murat nahm Abschied.

„Ich hoffe,“ sprach er, Renaud die Hand reichend, „wir werden uns noch einigen. Ich will zwar nicht in Euch dringen, Soldat zu werden; des Menschen Wille ist sein Himmel; aber überlegt Euch die Sache und es sollte mich herzlich freuen, wenn ich unsere tapfere Armee mit einem so braven jungen Manne bereichern könnte. Wer ein guter Sohn ist, ist stets auch ein braver Soldat.“

Als sich Murat entfernt hatte, geleitete Herr Romain selbst seine beiden jungen Freunde, wie er sie nicht aus Schmeichelei, sondern aus wahrem Herzensgrunde nannte, nach der freundlichen Wohnung, die er für sie bestimmt und wo Alles zu ihrer Bequemlichkeit bereit stand. In dem schönen Mahagonibüreau befanden sich alle möglichen Schreibmaterialien, Federn, Dinte, Papier von verschiedener Größe und Farbe, Renaud stachen diese Schreibeutensilien vor Allem in die Augen, weil er sich sehnte, seiner Mutter Nachricht von seiner Ankunft in Paris und von seinem daselbst erlebten Glücke zu geben.

„Ich muß vor allen Dingen,“ sprach er zu Pius, als die beiden allein waren, „mein übervolles Herz auf's Papier ausgießen, damit meine arme Margarethe nicht länger in Sorgen um mich ist. Auch Du Pius kannst Deinem Vater schreiben und ihm Deine Ankunft in Paris melden.“

Pius erklärte sich sehr bereitwillig hierzu.

„Welch' ein Wechsel des Schicksals," fuhr Renaud fort, „gestern im Gefängniß und heute in Abrahams Schooß."

„Wenn ich nur erst Trommler bin," meinte der Kleine, „sollen die Pariser erfahren, daß ich nicht umsonst getrommelt unter der großen Linde von Saint Marcel. Wer war nur der prächtige Herr im blauen Rocke mit dem steifen Kragen, der Dich zum Unteroffizier in der Consulargarde machen will. Das muß ein gar hochgestellter Offizier sein."

„Freilich ist er das, mein Pius und zwar ein sehr hochgestellter, aus der unmittelbaren Nähe des ersten Consuls. Es ist der aus Aegypten her berühmte General Murat, der beste und kühnste Reiter der Armee."

„Ei, jetzt entsinne ich mich, der den Murad-Bey in der Wüste verfolgte und den Pascha bei Abukir mit eigner Hand gefangen nahm?"

„Derselbe," gab Renaud zur Antwort, „Du siehst, welche weltberühmte Bekanntschaft wir schon gemacht."

„Und ein solcher tapfrer und vornehmer Herr so freundlich," versetzte Pius. „Er hat mich einmal sogar in seine Arme genommen. Hoffentlich daß er's durchgesetzt und ich Tambour werde."

„Mir ist Alles noch wie ein Traum, guter Pius."

„Mir auch," versetzte der Knabe, „ich freue mich nur, daß die Obrigkeit sich der bösen Kerle bemächtigt hat; wie hießen sie gleich der Pastor, das Blutauge. —"

„Und Rosignol," fügte Renaud ergänzend hinzu und der Onkel, mit sammt Madame Laura — Alle befinden sich Gottlob in den Händen der Gerechtigkeit. Aber jetzt setze Dich hierher an das Tischchen, Pius, hier hast Du Papier, Federn, Tinte und schreib Deinem Vater, daß Du glücklich angekommen und

daß Dir es wohlgeht; aber von dem entdeckten Complot schreibe noch nichts in den Brief; der Herr Polizeibeamte hat mich ersucht, vor der Hand noch gegen Jedermann reinen Mund zu halten über die ganze Geschichte. Aber daß Du Aussicht hast, Tambour zu werden, kannst Du mit hineinschreiben und Du kannst da zugleich Gelegenheit nehmen, Deinen Vater um die erforderliche Erlaubniß zu bitten; denn ohne Einwilligung seines Vaters darf ein gutes Kind Nichts unternehmen."

Die Unterhaltung zwischen den Beiden machte jetzt eine Pause und man vernahm nur die Thätigkeit zweier Federn auf dem Papier. Als man mit dem Briefschreiben zu Ende, sagte Renaud: „Wird sich meine alte Mutter freuen, wenn sie diesen Brief erhält. Ich sollte ihn zwar so lange liegen lassen, bis ich Vetter Charpentier besucht habe, aber das dauert mir zu lange, die Gute wartet gewiß von Stunde zu Stunde auf den Postboten."

Nach einer Pause fuhr Renaud fort: „Während ich den Vetter besuche, will Herr Baptist, ein junger Diener bei Herrn Romain, die Güte haben, Dich ein Wenig auf die Boulevards zu führen. Da wirst Du das Pariser Leben kennen lernen. Hier findest Du die vornehmste Gesellschaft und die brillantesten Häuserreihen und reichsten Gewölbe und Kaufläden. Auch das Palais Royal wird er Dir zeigen. Da sollst Du Augen machen, Pius. Zwischen dem Palais Royal und dem Gemeindehause von Saint Marcel ist ein kleiner Unterschied."

Pius ward jetzt mit seinem Briefe gleichfalls zu Ende und Renaud machte seine Toilette. Sie war zwar reinlich und sauber, aber äußerst dürftig.

„Sieh nur, wie bequem man es in Paris hat.

Jetzt werde ich diese Schnur ziehen und Du wirst erstaunen Pius, wie sofort Jemand erscheint, unsre Wünsche zu erfüllen. Die Klingel schellte und zu nicht geringer Verwunderung des Kleinen trat sofort ein betreßter Diener in's Zimmer, der sich nach den Befehlen des Herrn Dormans erkundigte.

„Ich wollte Sie blos bitten," sprach Renaud, „mich ein Wenig zurecht zu weisen, wie ich mich nach der Straße Rivoli finde. Ist sie sehr weit von hier?"

„Im Gegentheil," erwiderte der Diener, „die zweite Straße von unserm Hausthor rechter Hand. Aber wollen der Herr nicht dahin fahren?"

„Nein, da sie so nahe, gehe ich lieber zu Fuß. Alsdann wollte Herr Baptist so gut sein und hier meinen kleinen Freund nach den Boulevards führen."

„Baptist wartet bereits," antwortete der Diener, „und wird sichs zum großen Vergnügen machen, dem jungen Herrn alles Merkwürdige zu zeigen. Haben der Herr Dormans sonst etwas zu befehlen?"

„Nein, ich danke herzlich."

Der Diener entfernte sich.

„Sieh nur, Pius, wie vornehm wir behandelt werden; das hätten wir uns gestern auch nicht träumen lassen, als wir auf der Polizei saßen. Aber es war auch ein Glück, daß wir durch den mißtrauischen Droschkenmann unmittelbar der Sicherheitsbehörde in die Hände geführt wurden."

Der freundliche und dienstgefällige Baptist, der mit einem unerschöpflichen Mundwerk von der Mutter Natur begabt war, trat jetzt in's Zimmer. Er entwarf ein versprechendes und lockendes Gemälde, zu welchen Merkwürdigkeiten und Sehenswürdigkeiten er den kleinen Pius führen würde, daß letzterer vor Jubel

laut aufsprang und sich sofort fertig machte, dem gefälligen Führer zu folgen.

Die Beiden traten ihre Wanderung an und Renaud machte sich nach der Wohnung seines pariser Vetters auf den Weg. Die Straßen, durch welche der junge Mann dahin schritt, gehörten zu den volkreichsten der Hauptstadt. Himmelhohe Paläste thronten zu beiden Seiten und auf dem Pflaster selbst wogte es wie eine Völkerwanderung.

„Mein Himmel," sprach Renaud zu sich, „welch' ein Leben, welch' eine Hast in diesem Verkehr. Ist es doch, als habe ein Jeder so eilig, als wenn sich's um die ewige Glückseligkeit handle; aber ich zweifle dennoch ob in diesem Gewühl überhaupt viel Glückseligkeit zu haben ist. Da wohnen die Menschen vier, fünf, sechs Stockwerke übereinander. Oben nur ganz wenig blauer Himmel. Das heißt auch Leben. Eine kurze Zeit mag das auszuhalten sein, aber für die Länge müßt ich mich schönstens bedanken und wenn die Einrichtung im Innern dieser Häuser noch so prächtig und bequem. Da lob' ich mir mein Gartenhäuschen in Saint Marcel, von fröhlichem Weinlaub umblüht; wo der Apfelbaum davor steht, in dessen Zweigen die Grasmücke ihr reizendes Liedchen singt und welch' prächtig Stück Sternenhimmel schaut Abends durch die Fenster und trete ich heraus in das Gärtchen, habe ich die ganze Sternenpracht um mich. Wer weiß wie lange die armen Leute, die dort oben unter den Dächern ihr gewiß kümmerlich Dasein fristen, den erquickenden Ruf der Lerche und das prächtige Rauschen des Waldes nicht vernommen haben. Sie kennen diese herrlichen Genüsse vielleicht nur aus den Liedern der Dichter."

Unter solchen halb philosophischen, halb sentimen-

talen Betrachtnngen war unser Wanderer an ein großes brillantes Gewölbe von türkischen Shawls und andern kostbaren Kleiderstoffen angelangt. Die hohen Kristallfenster verbreiteten Tageshelle im Innern, so daß man die daselbst aufgehäuften Schätze in ihrer vortheilhaftesten Beleuchtung überschauen konnte. Das Ganze glich einem Bazar aus tausend und einer Nacht und bewundernd lies der erstaunte Renaud seine Blicke über die Herrlichkeiten schweifen. Plötzlich aber zuckte der Jüngling unwillkührlich zusammen.. Keine sechs Schritte von dem andern Fenster stand ein Frauenbild von berauschender Schönheit. Sie stand in Unterhandlung mit einem der Comptoirdiener über verschiedene einzukaufende kostbare Kleiderstoffe. Renaud stand wie bezaubert von dem himmelvollen Profil, das sich von Zeit zu Zeit lächelnd nach der Seite wandte, so daß er des vollendeten Himmelsantlitzes ansichtig wurde.

„Gott," sprach er für sich, „ist es möglich, daß deine Erde solche Engel trägt?"

Der reizenden Käuferin war der schöne Jüngling nicht entgangen, dessen Blicke von Außen begeistert auf sie gerichtet waren. Sie warf auch ihrer Seits von Zeit zu Zeit einen Blick nach dem interessanten Gesichte und war darum etwas wählerisch in dem Aussuchen der zu kaufenden Gegenstände. So währte das eine geraume Zeit. Renaud war nicht im Stande sich loszureißen. Noch nie hatte eine weibliche Erscheinung einen solchen Eindruck auf ihn hervorgebracht. Er hatte Paris, die Welt mit sammt dem Vetter Charpentier vergessen.

Endlich war die schöne Dame mit ihrem Kauf zu Stande. Ihr goldbetreßter Diener packte die gekauften Stoffe zusammen, während die Herrin von zwei

Comptoirdienern zur Thür bekomplimentirt wie eine strahlende Sonne auf die Straße trat, aber sogleich den Schleier fallen ließ. Ein leichter geschmackvoller Phäton erwartete sie.

„Gebt mir auf das Paquet wohl Acht, Jean," sprach sie mit Glockenstimme zu dem den Wagenschlag öffnenden Diener. Dieser versprach die größte Vorsicht. Noch einen langen Blick warf das Engelsbild auf den bezauberten Jüngling; die feurigen Rosse stampften und fort brauste der Wagen. Im selbigen Augenblick ließ aus Versehen die Dahinfliegende ihr Taschentuch, das die kleine zarte auf dem einen Wagenschlage ruhende Hand gehalten, auf das Straßenpflaster fallen. Jean, der auf dem Bedientensitz stehend, seine ganze Aufmerksamkeit auf das Paquet mit den eingekauften Kleiderstoffen gerichtet, bemerkte das Herabfallen des Taschentuchs nicht; aber mit Sturmesflügeln stürzte Renaud auf den ihm kostbaren Fund. Er eilte damit dem Wagen nach, aber vergeblich. Das leichte Fuhrwerk flog mit Windesschnelle dahin und war nicht mehr zu erreichen. Athemlos kehrte Renaud mit dem feinen, mit Brüsseler Spitzen besetzten und Rosenöl durchduftenden Tüchlein nach der Modewaarenhandlung zurück. Er erkundigte sich nach dem Namen der Dame, die vor wenigen Minuten das Gewölbe verlassen, indem er das Tuch vorzeigte, welches sie aus dem Wagen verloren.

„Es war die junge Gräfin Choiseul," gab der eine Comptoirdiener zur Antwort, „die oft bei uns einkauft. Wollt Ihr uns das Tuch überantworten, so werden wir es der Gräfin zurückstellen."

„Entschuldigt," sprach Renaud, „die Zurückgabe steht wohl dem Finder besser zu. Darf ich mich vielleicht nach der Wohnung der Dame erkundigen."

„Aha," dachte der Comptoirdiener, „dem jungen Menschen ist es um ein Trinkgeld zu thun," und erwiderte kurz: „Boulevard des Italiens, Nr. 20."

Renaud entfernte sich und war von dem Gedanken entzückt, bei Rückgabe des Tuchs vielleicht Gelegenheit zu haben, das Engelsbild noch einmal zu erblicken. Er faltete den duftenden Fund mit größter Sorgfalt zusammen. Hierbei gewahrte er in der einen Ecke des Tuchs mit goldner Seide die Buchstaben A. de Ch. und darüber die Grafenkrone gestickt.

Renaud hatte unterdeß die Straße erreicht, in welcher nach der ihm gewordenen Beschreibung der Vetter wohnen mußte. Er war auch kaum ein Dutzend Häuser entlang geschritten, als ihm mit großer goldner Schrift die Worte Charpentier, Boulanger entgegen glänzten.

Achtes Kapitel.

Wie wir aus einem der frühern Kapitel ersehen haben, waren die Bemühungen des ersten Consuls, den Frieden mit den europäischen Mächten, namentlich mit England und Oesterreich, wieder herzustellen, vergebens geblieben. Frankreich also sah sich von Neuem genöthigt, zum Schwerte zu greifen; doch war dieser Krieg für die Republik einer der rechtmäßigsten und glorreichsten, die je geführt worden sind. Während des ganzen Winters von 1799 bis 1800 hatten im ganzen Lande die bedeutendsten Rüstungen stattgefunden.

Obschon Oesterreich minder schroff als das englische Cabinet die Friedenshand Frankreichs zurückgewiesen hatte, so war es doch gewillt, den Krieg nicht minder energisch fortzuführen, als das mit ihm verbündete Britannien. Oesterreich ließ sich durch die günstige Stellung verlocken, die es in Folge der Siege Suwarows in Italien eingenommen hatte, es vertraute einerseits auf die Unerschöpflichkeit der englischen Subsidien und andrerseits auf die finanzielle Ohnmacht Frankreichs. Oesterreich beging hier einen großen politischen Fehler, es wies die günstige Gelegenheit zum

Unterhandeln zurück und bedachte nicht, daß an die Stelle des unfähigen Directoriums ein Mann von großem Charakter und einer der größten Feldherren des Jahrhunderts getreten war.

Ein anderer politischer Fehler, den das österreichische Cabinet sich zu Schulden kommen ließ, war die Entfernung des heldenkühnen Erzherzogs Karl, der allein dem General Bonaparte ebenbürtig gegenüber gestellt werden konnte. Die Armee bedauerte den Verlust ihres großen Feldherrn schmerzlich.

Den Verlust, den Oesterreich durch den Rücktritt Rußlands, das sich von der Coalition losgesagt hatte, erlitten, war es bemüht, durch deutsche Bundestruppen zu ersetzen. Der Kurfürst von Bayern stellte zwölftausend, Württemberg sechstausend und der Kurfürst von Mainz sechstausend Mann gegen Frankreich. Diese kleinen Mächte mußten sich auf Ansuchen Englands verbindlich machen, keinen Separatfrieden mit dem Feinde abzuschließen. Von diesen deutschen Truppen konnten indeß blos die Bayern und Württemberger als zuverlässige Corps gelten, während die Mainzer eine Truppe ohne Zucht und Ordnung waren. Nächst diesen deutschen Contingenten hatte Oesterreich die Bauern des Schwarzwaldes zu den Waffen gerufen, indem man ihnen die Greuel und Verwüstungen vor Augen führte, welche sich die Franzosen in frühern Zeiten auf deutschen Gebieten hatten zu Schulden kommen lassen.

Die kaiserlich österreichische Armee, welche in Deutschland bestimmt war, gegen Frankreich zu operiren, belief sich demnach, die Hilfstruppen eingerechnet, auf einhundertdreißigtausend Mann, wovon dreißigtausend als Besatzung in den Festungen verwandt wurden, so daß für die Operationen selbst

hunderttausend Mann verwendbar blieben. Diese Armee war mit Cavallerie hinreichend und gut versehen und besaß hauptsächlich eine vortreffliche Artillerie, welche der französischen in mehr als einer Hinsicht überlegen war. Außerdem standen hundertzwanzigtausend Oesterreicher in der Lombardei, welche Baron Melas befehligte. Die Engländer, welche das ganze mittelländische Meer mit ihren Flotten beherrschten, unterstützten alle Operationen der Oesterreicher in Italien. Sie beabsichtigten sogar ein Heer von zwanzigtausend Emigranten in Toulon an's Land zu setzen. Also ein Heer von nahe an dreimalhunderttausend Mann, unterstützt von einer mächtigen Flotte Englands, sollte den Krieg mit der französischen Republik beginnen. Diese Macht würde gegen das in allen seinen Kräften vollkommen organisirte Frankreich nicht gerade furchtbar zu nennen gewesen sein, wohl aber war sie es gegen einen Staat, der kaum der Anarchie entronnen und noch nicht Zeit gehabt, sich innerlich hinreichend zu kräftigen. Auch war der Umstand von großer Bedeutung, daß dieses Heer fast unmittelbar vor den Thoren Frankreichs stand. Es brauchte keine großen Terrainschwierigkeiten und Strapazen zu überwinden, des Feindes Land lag nah und offen vor ihm.

Es wird hier nicht ohne Nutzen sein, die Aufstellung der österreichischen Armee etwas näher ins Auge zu fassen.

Der österreichische Feldherr Kray hielt mit hundertfünfzigtausend Mann Schwaben besetzt, inmitten des Winkels, den der Rhein in jener Gegend bildet. In dieser Stellung bewachte der österreichische Heerführer, zur Linken an die Schweiz, zur Rechten an den Elsaß gelehnt, sämmtliche Pässe des Rheins, durch welche die Franzosen in Deutschland eindringen konnten. Sein

Feldzugsplän war, anfangs nicht aus seiner Stellung heraus zu gehen und den Boden der Republik zu betreten. Die Eröffnung der Feindseligkeiten war der Armee von Italien vorbehalten, die bis an den Fuß der Apeninnen vorgedrungen. Sie sollte Genua, das Massena besetzt hielt, belagern und wo möglich nehmen, hierauf über die Apenninen und den Var vordringen und vor Toulon erscheinen, woselbst die Engländer das Emigrantenheer an's Land setzen wollten. Man hoffte durch diese Operation zu bewirken, daß der erste Consul dadurch bewogen werden möchte, den Rhein zu entblößen, um die Provence zu decken. Alsdann erst sollte sich die deutsche Armee gegen Frankreich aus in Bewegung setzen. Da die Schweiz auf diese Art von zwei vordringenden Armeen gleichsam überflügelt und umzüngelt werde, so hoffte man, müsse sie von selbst fallen, ohne daß es der vergeblichen Anstrengungen des vorigen Feldzugs bedürfe. Oesterreich wollte sich überhaupt in Betreff des genannten Landes auf ein einfaches Beobachten beschränken. Der Plan der Oesterreicher war also, in Deutschland eine nur passive Rolle zu spielen, dafür in Italien so frühzeitig wie möglich loszubrechen, und wenn die Hauptmacht der Franzosen nach diesem bedrohten Punkte aufgebrochen und den Rhein nur schwach vertheidigt gelassen, auch von Schwaben her gegen Frankreich vorzurücken und mit zwei Heersäulen über Basel und Nizza in das Innere des feindlichen Landes einzudringen. Es war übrigens ein sehr großer Fehler, die Schweiz auf diese Weise so wenig zu berücksichtigen. Denn gerade durch die Schweiz nahm später Bonaparte den Weg, um den Oesterreichern in Italien theils in den Rücken, theils in die Flanke zu fallen.

Um diesen merkwürdigen Feldzug überhaupt richtig

erkennen und würdigen zu lernen, muß die Lage der Schweiz und ihr Einfluß auf das Genaueste erwogen werden.

An der Ostgrenze von Frankreich erheben sich stolz und kühn die Alpen. Sie laufen dann westwärts und trennen Deutschland und Italien, trennen das Flußgebiet der Donau von dem des Po mit allen seinen Nebengewässern. Sobald daher österreichische Heere gegen Frankreich vorrücken, sind sie gezwungen, durch die lange Alpenkette getrennt, in zwei Heersäulen, einerseits die Donau, andrerseits den Po aufwärts zu marschiren. So lange sich diese zwei Säulen in Bayern und der Lombardei befinden, können sie durch Tyrol ihre Verbindung unterhalten, erreichen sie aber die obere Donau in Schwaben und den obern Po in Piemont, wird durch die neutrale Schweiz die Communication gänzlich unterbrochen. Die Neutralität der Schweiz ist daher eine Schranke, welche die europäische Politik zwischen Oesterreich und Frankreich errichtet hat, damit die Angriffspunkte zwischen diesen beiden gewaltigen Mächten vermindert werden. Sobald nämlich die Schweiz für Oesterreich offen steht, so kann dieses bei seinem Vorrücken zwischen der Donau und dem Po eine freie Verbindung unterhalten und die Grenzen Frankreichs von Basel bis Nizza bedrohen. Hieraus aber erwächst Frankreich eine außerordentliche Gefahr, denn es ist genöthigt, eine Operationslinie von den Mündungen des Rheins bis zu den Mündungen der Donau zu unterhalten. Sind jedoch die Schweizeralpen geschlossen, kann es seine Hauptkraft am Rhein concentriren und braucht den Süden weniger zu berücksichtigen, da wegen des bedeutenden Umwegs den Oesterreichern noch nie eine Operation gegen den Var gelungen ist. Die Neutralität der Schweiz ist

also für Frankreich von außerordentlicher Wichtigkeit. Dieselbe Wichtigkeit aber erlangt sie auch für Oesterreich, sobald man sich die Franzosen als angreifenden Theil denkt.

Frankreich befand sich vor Ausbruch des neuen Kriegs im Besitz von zwei Armeen; die Armee von Deutschland, welche durch die Vereinigung mit der Armee von Helvetien auf die Stärke von hundertdreißigtausend Mann gebracht, war; und die Armee von Ligurien, die auf vierzigtausend Mann zusammengeschmolzen war. In Holland, in der Vendée und im Innern befanden sich noch einzelne zerstreute Truppenkörper, welche nur durch das Genie Bonapartes zu einer Armee in dem Orte vereinigt werden konnten, wo sie am zweckmäßigsten war. Der Feldzugsplan des ersten Consuls war nun folgender: Massena sollte sich mit den Trümmern seiner Armee zwischen Nizza und Genua behaupten, es koste was es wolle. Die Armee von Deutschland erhielt Befehl, längs dem Rheinufer von Basel bis Straßburg durch Uebergänge über den Strom den Feind beständig zu täuschen und seine Aufmerksamkeit auf diese Punkte zu lenken; dann sollte sie einen raschen Marsch rheinaufwärts machen, bei Schaffhausen vier Brücken schlagen und mit der gesammten Macht dem Feldmarschall Kray in die Flanke fallen, ihn auf die obere Donau zurückwerfen, überholen und wo möglich die Rückzugslinie nach Wien abschneiden. Sollte dies nicht gelingen, wenigstens die Oesterreicher nach Ulm und Regensburg drängen, sie möglichst weit von den Alpen entfernen, so daß sie keine Unterstützung dahin senden könnten. War dies geschehen, sollte sich der rechte Flügel der Armee von Deutschland nach der Schweiz wenden und die große heldenkühne Operation unterstützen, die der General Bonaparte in jenen Bergen vornehmen werde.

Die dritte Armee Frankreichs, die sogenannte Reservearmee, die nur in den ersten Anfängen vorhanden war, sollte sich zwischen Genf und Dijon bilden, die Ereignisse in Deutschland abwarten und falls diese einen günstigen Verlauf nehmen, unter Anführung des ersten Consuls über die Alpen gehen, in Piemont eindringen und der österreichischen Armee daselbst in den Rücken fallen.

Die Ausführung dieses kühnen Planes war aber mit den außerordentlichsten Schwierigkeiten verknüpft. Die Rheinarmee, wie die von Ligurien waren neu zu organisiren, die Reservearmee neu zu bilden. Hierzu kam, daß das Ausland über den Zweck dieser letztern Armee vollkommen getäuscht werden mußte. Endlich der Uebergang über den Rhein und über die Alpen, ein Schauspiel, das seit Hannibal der bewundernden Welt nicht vorgeführt worden war.

Das Hauptaugenmerk des ersten Consul war auf Vervollständigung des Heeres gerichtet. Durch Desertion, Krankheiten und Schlachten war die Streitmacht Frankreichs auf zweihundertfunfzigtausend Mann herabgesunken. Bonaparte verlangte hunderttausend Rekruten, die auch mit patriotischem Eifer bewilligt wurden. Allein unter einem halben Jahre konnten diese Rekruten nicht ausgehoben, einexerzirt und in die Schlachtlinie gestellt werden. Alle durch den Krieg geschwächten Truppenkörper wurden im Lande behalten. Sie dienten als Stämme der Neurekrutirten. Die für den Krieg tauglich waren, gingen nach der Grenze ab. Der erste Consul rief die patriotische Gesinnung Frankreichs auf. Er begeisterte alle jungen Leute für die Vertheidigung des Vaterlandes.

Nächst dieser dem Rekrutiren gewidmeten Fürsorge führte er auch weise Reformen hinsichtlich der Ver-

waltung und Zusammensetzung der Armee ein. Er rief die Musterungsaufseher in's Leben, welche darauf zu sehen hatten, daß der Staat keine Soldaten zu bezahlen brauche, die blos auf dem Papiere standen. Bei dem Geschützwesen traf er wesentliche Verbesserungen. Er reihte die sogenannten Stückknechte, welche fast für ehrlos gegolten und die darum bei der ersten Gefahr ihren Pferden die Stränge losschnitten und sich davon machten, in den Stand der Soldaten. Er sagte, daß derjenige, welcher ein Geschütz auf den Kampfplatz führe, ebenso werthvolle Dienste leiste, wie der Kanonier, der es bediene und darum auf gleiche Achtung Anspruch habe. Die Stückknechte wurden uniformirt, dies gab zehn bis zwölftausend tüchtige Reiter, die jetzt mit eben so viel Eifer als Muth beflissen waren, kein Geschütz dem Feinde in die Hände fallen zu lassen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Armee von Ligurien, welche von dem tapfern Massena befehligt wurde. Diese nach der blutigen Schlacht an der Trebia noch sechzigtausend Mann starke Armee, war bis auf vierzigtausend Köpfe zusammengeschmolzen, von denen wiederum nur dreißigtausend Mann kampffähig waren. Da die auf dem Meer kreuzenden Engländer kein Getreide an's Land ließen, so waren diese armen Soldaten auf die dürftigen Erzeugnisse der Apenninen beschränkt. Von Hunger und Fieber verzehrt, boten sie den jammervollsten Anblick dar; und gleichwohl hat Frankreich nie Männer gehabt, die solches Trübsal mit größerer Standhaftigkeit ertragen hätten. Massena hatte durch weise Strenge die hier und da erschütterte Kriegszucht wieder hergestellt und so hofften diese Tapfern mit Sehnsucht, wieder in die fruchtbaren Gegenden Italiens geführt zu werden.

Der erste Consul hatte zwar dem General Massena die weisesten Verhaltungsregeln und Operationspläne mitgetheilt, aber im Allgemeinen ward die Armee von Ligurien von Frankreich aus fast wie ein verlorner Posten betrachtet. Man sandte keine frischen Truppen und von Kriegsmaterial nur das Allernothwendigste. Die Hauptanstrengung der Regierung war auf einen andern Punkt gerichtet, weil da der große Schlag in's Werk geführt werden sollte. Die Arme von Ligurien ward so ziemlich der Vernichtung Preis gegeben, um die Kräfte auf die zwei andern Armeen vereinigen zu können.

Die meiste Sorgfalt ward auf die Rheinarmee verwendet, die auf hundertdreißigtausend Mann gebracht und mit allem Kriegsmaterial wohl versehen wurde. Den Oberbefehl erhielt der General Moreau, während die Reservearmee, die Bonaparte commandirte, nur vierzigtausend Mann zählte. Diese Bevorzugung Moreau's vor dem ersten Consul war keine Schmeichelei, die man dem verdienten General machte; sie hatte eine tiefere Begründung. Bonaparte schätzte Moreau sehr hoch, doch sich noch höher; und wenn einer von Beiden sich ohne große Mittel behelfen mußte, so wollte er im Interesse des Ganzen dieser Eine sein. Moreau war in damaliger Zeit nächst Bonaparte der einzige General, der eine Armee von hunderttausend Mann zu befehligen verstand. Er wurde zudem auch deshalb mit bedeutenden Kräften ausgestattet, weil er erst die Oesterreicher in Deutschland von der Schweiz abschneiden und zurückwerfen mußte, bevor Bonaparte mit seinen vierzigtausend Mann den Alpenübergang wagen konnte. Unter Moreau befehligten die talentvollsten Generale der Republik. Da war Locourbe, im Gebirgskriege wohl

erfahren, dessen glorreicher Name im Echo der Alpen wiederhallte; da war Richepanche, der Moreau bei Hohenlinden so außerordentliche Dienste leistete; da war Saint Cyr, ein gründlicher Kopf und zum Befehlhaber geschaffen. Da war der jugendliche Ney, als ritterlicher Held in der ganzen Armee verehrt. An der Spitze solcher Unterbefehlshaber stand Moreau, ein Mann von langsamem, zuweilen unschlüssigem Temperament, dessen Unentschlossenheit in der Regel mit weisen Entschlüssen endigte. Erfahrung hatte seinen militairischen Blick ungemein erweitert und geschärft.

Der Plan, welchen der erste Consul dem General Moreau vorgezeichnet, bestand darin: auf dem Punkte, wo er am besten den äußersten linken Flügel der Oesterreicher angreifen könne, in Schwaben vorzudringen, so daß letzterer überflügelt, von Baiern abgeschnitten und zwischen der obern Donau und dem Rheine eingeschlossen würde, in welchem Falle die feindliche Armee in Schwaben verloren war. Um das zu bewerkstelligen, sollte der Rhein nicht an zwei oder drei Stellen, sondern an einer einzigen und zwar so nahe wie möglich bei Constanz überschritten werden. Es war dies eine der schwierigsten kriegerischen Unternehmungen, denn es handelte sich darum, hunderttausend Mann mit Einemmale im Angesichte des Feindes über den Fluß zu werfen.

So wie der erste Consul den Armeen von Deutschland und Ligurien ihre zu befolgenden Pläne vorgezeichnet, verwendete er seinen ganzen Eifer auf die Herstellung und Organisation der sogenannten Reservearmee, mit welcher er selbst später die herrlichsten Thaten verrichtete. Eine Hauptschwierigkeit hierbei war, diese Armee zu bilden, und zwar so unbemerkt

wie möglich, so daß Niemand ihre wahre Bestimmung erriethe.

Um diesen doppelten Endzweck zu erreichen, traf er folgende Vorkehrungen.

Aus Holland und aus den in Paris versammelten Truppen verstand der erste Consul die Mittel zur Vermehrung der Armee ausfindig zu machen; aus der beruhigten Vendée wußte er die Mittel zur Herstellung einer Armee zu entnehmen, die unmittelbar auf den Kriegsschauplatz versetzt, dem Kriegsgeschick eine andere Wendung geben sollte. In einem Schreiben an den General Brünn, den Oberbefehlshaber von Westfrankreich, sagte er folgende schöne Worte, die ihn in Sachen der Verwaltung als großen Meister kennzeichnen: „Lassen Sie mich wissen, ob Sie, abgesehen von den fünf Halbbrigaden, um die ich Sie in meinem letzten Schreiben ersucht habe, noch über eine oder zwei Halbbrigaden verfügen können, wobei ich mir jedoch vorbehalte, sie binnen drei Monaten zurückzuschicken. Wir müssen uns entschließen, mit großen Schritten durch Frankreich zu eilen, wie früher durch das Etschthal. Es bleibt immerfort das Verhältniß von Decaden zu Tagen."

Meisterhaft war der Plan, wodurch Bonaparte ganz Europa täuschte. Er hatte im Stillen unterschiedliche Truppenkörper in ganz Frankreich schlagfertig organisirt. Diesen sämmtlichen zerstreuten Streitkräften mußte ein Sammelplatz angewiesen werden. Wäre dies im Geheimen betrieben worden, würde man erst recht die allgemeine Aufmerksamkeit darauf gerichtet haben. Der erste Consul wünschte gerade durch die Oeffentlichkeit, mit welcher er diese Angelegenheit betrieb, das Ausland irre zu führen. Es erschien eine Verordnung im Moniteur, wonach eine Reservearmee

von sechzigtausend Mann in Dijon zusammengezogen werden sollte. Der Kriegsminister reiste mit Extrapost nach Dijon ab. Patriotische Aufrufe ergingen an die alten Freiwilligen aus den Zeiten der Revolution, die nach ein oder zwei Feldzügen in ihre Heimath zurückgekehrt waren. Sie wurden aufgefordert, sich nach Dijon zu begeben. Mit großem Gepränge ging einiges Kriegsmaterial und kleine Abtheilungen von Recruten nach genanntem Orte ab. Aeltere Offiziere erschienen, um die Rekruten einzuüben. Die Pariser Journalisten, denen sonst nicht gestattet war, über militärische Angelegenheiten viel zu berichten, konnten sich über die Reservearmee von Dijon eines Weitern und Breitern ergehen. Sie durften ihre Blätter mit allen Einzelnheiten anfüllen. Dies war genug, um die Aufmerksamkeit aller Spione Europa's auf Dijon zu richten. Sie eilten zahlreich herbei. Wie fanden sie sich aber getäuscht, als sie von der so ausposaunten Reservearmee blos einige Rekruten vorfanden.

Sie machten bald die schlaue Entdeckung, daß die ganze Sache nichts zu bedeuten habe. Bonaparte habe blos diesen Lärm geschlagen, um der österreichisch-italienischen Armee Angst zu machen, und sie von dem Eindringen in die Rhonemündungen abzuhalten.

Die englische Presse überschüttete die berühmte Reservearmee von Dijon mit Spott und Verachtung. Es erschienen Carricaturen darauf. Diese Reservearmee ward mit einem Kinde verglichen, das von einem Invaliden mit Stelzfuße geführt wurde.

Diesen Spott wollte Bonaparte gerade haben. Seine Absichten wurden dadurch am besten gefördert.

Während die englische Presse über das Lager von Dijon sich todtlachen wollte, bemerkte sie nicht, wie

die trefflich organisirten Divisionen von den verschiedensten Punkten Frankreichs sich nach der Ostgrenze bewegten, wie sämmtliches Kriegsmaterial dahin gerichtet wurde, so daß in den ersten Tagen des Maimonats eine improvisirte Armee wie ein Wunder am Fuße der Schweizerberge stand, gleich bereit entweder Moreau zu unterstützen oder über die Alpen zu gehen und in Italien einzubrechen.

Neuntes Kapitel.

Der reiche Bäcker Charpentier im großblumigen türkischen Schlafrocke saß behaglich in seinem wohlgepolsterten Lehnstuhl und studirte den Moniteur. Die herabgegangenen Getreidepreise, denn er war zugleich Kornhändler, hatten ihn bereits in sehr üble Laune versetzt, als sich Renaud Dormans anmelden ließ.

„Wer stört mich jetzt,“ fuhr er den anmeldenden Diener an, „weiß man nicht, daß ich um diese Zeit mein Schläfchen halte?“

„Es ist ein junger Mensch,“ sprach der Diener.

„Wie sieht er aus?“

„Sehr wohlhabend nicht; er ist ziemlich ärmlich gekleidet.“

„Gewiß eine Bettelei. Warum hast Du mich nicht verläugnet?“

„Der junge Mann,“ entschuldigte sich der Diener, „sagte, er habe einen sehr weiten Weg gemacht und in recht dringlicher Angelegenheit mit dem Herrn Meister zu sprechen.“

„Diese Dringlichkeit wird darnach sein,“ antwortete der Bäcker.

„Der junge Mann," sprach der Diener, „redet einen provinzialen Dialect."

„So laß ihn herein," gebot Charpentier, „vielleicht hat er in Geschäftssachen mit mir zu sprechen. Ich erwarte bedeutende Getreidesendungen aus dem Süden."

Als Renaud eingetreten war, betrachtete sich der Bäcker den Jüngling nicht eben mit den freundlichsten Blicken. „Euer Begehr?" frug er kurz.

„Ich bringe die schönsten Grüße von Eurer Muhme Margot Dormans in Saint Marcel," sprach Renaud.

„Dormans — Dormans — Saint Marcel — kann mich nicht gleich entsinnen."

„Es ist freilich lange Zeit her, daß der Herr Vetter nichts von sich hat hören lassen — Vater Dormans starb bereits vor acht Jahren und ich, mit Verlaub, bin Euer Taufpathe Renaud."

„Meine Verwandtschaft," sprach der Bäcker in nicht eben freundlichem Tone, „ist leider so ausgebreitet, daß es kein Wunder ist, wenn die zumal in der entlegenen Provinz wohnhaften Vettern und Muhmen mit der Zeit dem Gedächtniß entschwinden. Also Ihr seid Herr Renaud, nun und was ist aus Euch geworden, welch' Gewerbe treibt Ihr?"

„Bis jetzt ist noch gar nichts aus mir geworden," antwortete freimüthig Renaud, der aus dem Empfang nur zu bald erkannte, daß bei dem reichen Vetter wohl schwerlich Hilfe für seine arme Mutter gefunden werden dürfte.

„Noch gar nichts?" frug der Herr Vetter wo möglich noch unfreundlicher; „und so herausgewachsen, und was soll's in Paris, wenn man fragen darf?"

„Ich habe den weiten Weg unternommen, um Eure Hilfe in Anspruch zu nehmen, guter Vetter, meine

arme Mutter wird von einem harten Gläubiger arg geplagt, wenn sich der Herr Vetter nicht unsrer erbarmt, kommen wir um unser letztes weniges Hab' und Gut."

„Diesen Weg hättet Ihr Euch ersparen und die Zeit zu etwas Nützlicherem anwenden können," sprach Herr Charpentier, „wenn ich allen herabgekommenen Verwandten helfen wollte, müßte ich binnen Jahr und Tag von Haus und Hof laufen."

„Es würde sich höchstens um ein paar hundert Franken handeln," sprach Renaud, „die wir als ehrliche Leute mit der Zeit gewissenhaft nebst Zinsen zurückbezahlen würden."

„Ein paar hundert Franken, seht doch," klang es fast wie Hohn aus des reichen Mannes Munde, „keine hundert Centimen habe ich wegzuwerfen."

„Vom Wegwerfen ist ja keine Rede," entgegnete Renaud, „es handelt sich um arme, aber gewiß achtbare Leute und namentlich um eine hochbetagte Wittwe vom Untergange zu retten."

„Ich kenne diese Phrasen. Ein Wort so viel wie tausend. Ich brauche meine paar Franken für mich. Gott befohlen."

Einen solchen Empfang hatte Renaud freilich nicht erwartet. Er stellte nochmals in rührender Rede die unverschuldete traurige Lage seiner Mutter vor; aber Herr Charpentier ließ ihn nicht ausreden.

„Ihr habt meinen Entschluß vernommen," sprach er, „ich kann nichts, schlechterdings nichts für Euch thun; die Zeiten sind zu schlecht. Ich selbst schlage mich nur mit genauer Noth durch's liebe Leben. Doch will ich Euer so unbilliges Verlangen diesmal

verzeihen; auch sonst nicht so sein. Im Hinterhause werden die Gesellen soeben abgegessen haben, seht nach, ob sie vielleicht eine Neige übrig gelassen."

„Ich habe keinen Hunger," sprach Renaud.

„So, nun um so besser für Euch," meinte der lieblose Vetter. „Seht Euch da ein wenig in Paris um und wenn Ihr müde seid, könnt Ihr diese Nacht auf dem Oberboden bei den Lehrjungen schlafen. Aber Morgen rathe ich Euch, wieder zurückzukehren, wo Ihr hergekommen seid. Die Pariser Polizei ist solchen obdachlosen Subjecten vor Allem auf den Fersen."

Renaud, ob dieser lieblosen Rede auf das Empfindlichste verletzt, wollte so eben für das gastfreundliche Anerbieten danken, als Herr Charpentier abberufen ward.

„Also bon voyage, Vetter," sprach er im Abgehen und Renaud stand gleichfalls im Begriff, das ungastliche Haus zu verlassen, als ein blühendes Mädchen, das während der ganzen Unterredung an der halboffenstehenden Nebenthür gelauscht hatte, hereintrat und auf den hübschen Vetter zu eilte.

„Seid dem Vater nicht böse, Herr Renaud," sprach sie in lieblichem herzlichem Tone, „er ist heute nicht bei Laune. Ihr sollt ein ganz gutes Bett haben und auch nicht zu essen brauchen, was die Gesellen übrig gelassen. Kommt, ich will Euch in eine Stube führen, wo Nichts mangeln soll."

Renaud, nach dem herzlosen vetterlichen Empfang, ward ordentlich erquickt durch die freundliche Rede der lieblichen Cousine.

„Wie gut seid Ihr," sprach der Jüngling, „wie bald macht Ihr den ungastlichen Empfang des Vaters

vergessen. Also mein liebes Mühmchen. Und Euer Name, wenn ich fragen darf?"

„Ich heiße Babette," sprach das Mädchen, „es hat mir wahrhaft wehe gethan, wie der Vater Euch so lieblos empfing. Aber Ihr müßt es ihm vergeben. Er hat manchmal den Kopf zu voll von Geschäften und Bedrießlichkeiten."

„Wo so ein lieblich Kind Fürsprache einlegt," sprach lächelnd Renaud, „wer wollte da länger böse sein. Ich vergebe dem Vater von Herzen."

„Das ist brav von Euch," sprach das Mädchen, „unser Herr Christus lehrt ja auch, daß wir sogar unsern Feinden verzeihen sollen. Aber kommt jetzt, lieber Vetter, Ihr werdet Hunger haben und Durst."

Kaum hatte das Mädchen diese Worte gesprochen, als eine glänzende Equipage vor dem Hause hielt, von deren Kutschersitz ein betreßter Bedienter sprang.

„Himmel," rief Babette, „wem gilt denn dieser vornehme Besuch? Bei uns wohnen keine hochgestellten Leute. Sollte es ein reicher Getreidehändler aus dem Süden sein?"

Herr Charpentier, welcher die Equigage von der Hausflur aus gleichfalls erblickt hatte, eilte entblößten Hauptes nach dem Hauptthor, um sich nach der Absicht des hohen Besuchs zu erkundigen.

„Wer um Alles in der Welt kann das sein?" frug er sich. „Was will man von mir, der ich nicht die Ehre habe, mit Besitzern solcher glänzenden Equipagen in Verbindung zu stehen? Hat irgend ein Vornehmer von meinen allerdings ausgezeichneten Schaumbrezeln Kenntniß erhalten?"

Diese Fragen beschäftigten ihn auf das Lebhafteste, als ihm der von dem Kutschersitze gesprungene Domestik entgegen trat.

„Was steht zu Diensten, verehrter Herr?“ frug Charpentier.

„Ich soll mich erkundigen, ob sich Herr Renaud Dormans noch bei Euch befindet.“

Der Bäckermeister glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Wer? — Renaud Dormans — mein Vetter?“

„Ganz recht, aus Saint Marcel.“

„Was ist es mit diesem meinem Herrn Vetter?“

„Er soll sogleich zu Herrn Romain kommen.“

„Zu Herrn Romain, dem reichen Banquier?“

„Zu keinem andern, der Herr Polizeipräfect wartet bereits seit einer halben Stunde und wünscht ihn zu sprechen.“

Als der Herr Charpentier vom Polizeipräfecten hörte, begann sich sein Haar zu sträuben. Er empfand wie alle Kleinbürger von Paris ein instinctmäßiges Grauen vor aller Polizei. Er sah bereits seinen Vetter auf der Guillotine und war daher angelegentlich bemüht, die Vetterschaft, an der ihm ohnehin nicht viel gelegen war, abzulehnen.

„Es ist noch sehr zu bezweifeln,“ sprach er, „ob dieser hergelaufene Mensch mein Vetter ist. Er giebt sich zwar dafür aus, aber das kann jeder Vagabond. Ich habe ihn auch demgemäß behandelt; und ihm, als ein den Gesetzen treuergebner Staatsbürger, den Aufenthalt in meinem Hause verweigert.“

„Das hattet Ihr gar nicht nöthig,“ erwiderte der Diener, „Herr Dormans hat bereits seine Wohnung.“

Jetzt war es dem Bäcker klar, daß es sich um ein Verbrechen handle und der Betreßte unter der Wohnung keine andre als das Gefängniß verstehe. Um seine Legalität daher in stärkeres Licht zu setzen, begann

er den armen Vetter auf die schonungsloseste Weise zu verlästern.

„Hier seht Ihr, geehrter Herr,“ sprach er zu dem Diener, „wie der unbescholtenste Mann, der stets seiner hohen Regierung auf das Innigste ergeben, in Verdacht gerathen kann, mit Verbrechern in Verbindung zu stehen. Ich sehe jetzt deutlich ein, daß dieser plötzlich wie aus den Wolken hergeschneite Mensch mein Vetter, für den er sich ausgiebt, nicht ist. Eine schmachvolle Lüge ist es, um einen ehrlichen Mann, wie ich bin, in Verdacht und Verderben zu stürzen. Sollte man es glauben, daß menschliche Bosheit so weit gehen könne. Es ist entsetzlich. Ist Euch nicht, geehrtester Herr, ein Glas Wein gefällig?“

„Ich danke,“ erwiderte der Diener, „aber Ihr scheint hinsichtlich Eures Vetters Euch in großem Irrthum zu befinden.“

„In großem Irrthum — wie so?!“

„Allerdings, Herr Dormans ist ein hochangesehener junger Herr.“

„Ein hochangesehener junger Herr — ?!“

„Der bei meinem gnädigen Herrn, dem Banquier Romain, in allerhöchster Gunst steht.“

Dem Bäckermeister begann zu schwindeln. Er wußte nicht, was er denken sollte, ob der Domestik die Wahrheit spreche oder ihn zum Narren haben wollte.

„Aber,“ begann er stotternd, „spracht Ihr nicht vom Polizeipräfecten?“

„Allerdings, aber Seine Excellenz wünschen wahrscheinlich Herrn Dormans seinen Verdiensten nach zu belohnen.“

„Mein Herr Vetter soll belohnt werden — wofür denn?“

„Er hat eine wichtige Räuberbande entdeckt und Herrn Romain das Leben gerettet.“

Herrn Charpentier begann es immer schwindlicher zu werden. Er wußte noch immer nicht, ob der Domestik seinen Scherz mit ihm treibe. Während des kam Renaud selbst die Hausflur daher. Der Diener trat ihm ehrfurchtsvoll entgegen.

„Der Herr Polizeipräfect,“ sprach er, „läßt Herrn Dormans freundlich bitten, falls es seine Geschäfte beim Vetter Charpentier erlauben —.“

„O ja,“ fiel hier Renaud lachend ein, „die erlauben es, diese sind beendet.“

„Ei, theuerster Vetter, wie sprecht Ihr, diese sind durchaus nicht beendet. Ich habe mir die Sache wegen Eurer guten Mutter, meiner herzlieben Frau Muhme, überlegt. — Die Zeiten sind zwar schlecht — aber was ich thun kann, werde ich für sie thun. Vor allen Dingen aber müßt Ihr bei mir wohnen; ein freundlich Eckzimmer steht für Euch parat, ein scharmant Zimmerchen mit der Aussicht nach dem Boulevard.“

„Danke freundlichst,“ erwiderte Renaud, „aber ich habe bereits meine Wohnung. Ich wohne beim Banquier Romain.“

„Aber, theuerster Vetter,“ fiel der Bäcker von Neuem ein, indem er Renaud gar nicht fortlassen wollte, „sagt mir um Alles in der Welt, wie kommt Ihr in dieses vornehme Haus, und warum habt Ihr mir vorhin kein Sterbenswort davon gesagt?“

„Ihr ließt mich ja nicht zu Worte kommen.“

„Schlechte Laune, nichts als schlechte Laune,“ entschuldigte sich Herr Charpentier, „man hat in diesen Zeiten den Kopf so voll.“

„Wohlan, so lebt wohl, Herr Vetter,“ sprach Renaud, der den Polizeichef nicht länger warten lassen

wollte. „Ich glaube nicht, daß ich Eurer Hülfe bedarf, vielleicht hilft mir ein anderer Mann.“

„Nein, ich helfe,“ fiel der plötzlich sehr barmherzig gewordene Bäcker ein, „ich lasse mir das nicht nehmen; ich habe als Verwandter die nächsten Ansprüche.“

Hierauf wandte er sich zu dem Domestiken, dessen Arm er krampfhaft umfaßte.

„Theuerster Freund, meine neuesten Schaumbrezeln müßt Ihr probiren.“

Der Domestik dankte, indem er Eile vorschützte; aber Charpentier ließ nicht nach.

„Ihr werdet mich empfehlen, sie zergehen auf der Zunge wie Honigseim; Babette, rasch für den Herrn da ein halb Dutzend Engelszungen.“

Babette, welche aus der Ferne mit freudig klopfendem Herzen der seltsamen Scene gelauscht und gesehen hatte, wie der hartherzige Vater plötzlich so voller Liebe für den schönen fremden Vetter geworden, eilte, beflügelten Schrittes den Befehl zu vollbringen. Sie kehrte schnell mit einem Paquet zurück, welches der alte Charpentier dem widerstrebenden Diener aufdrang.

„Jetzt aber fort,“ sprach Renaud und eilte nach dem Hausthor, doch blieb er an der Schwelle stehen.

„Ich darf dieses Haus nicht verlassen, ohne von dem kleinen Engel Abschied zu nehmen, der mir mit so himmlischer Milde und Freundlichkeit entgegentrat.“

Er eilte daher zurück und schloß die erröthende und sich sträubende Babette vetterlich in die Arme.

„Du kannst ihn immer einen verwandtschaftlichen Kuß geben,“ sprach der Vater, der nicht ohne Behagen dieser Abschiedsscene zusah, obschon er nicht begriff, wie die Beiden so schnell hatten bekannt werden können.

Renaud ließ sich die Worte des alten Charpentier

nicht umsonst gesagt sein. Er drückte herzhaft einen Kuß auf die rothe Sammetwange und eilte nach dem Wagen.

Gleich darauf braus'te das prächtige Gespann dahin. Charpentier schaute demselben mit offenem Munde nach; darauf nahm er eifrig Babetten vor.

„Hat Dir denn der Vetter nicht erzählt, wie er zu der vornehmen Bekanntschaft gekommen?"

„Keine Sylbe."

„Ihr Beiden schienet mir aber schon recht bekannt und vertraut mit einander."

Babette erröthete.

„Mich schmerzte es," sprach sie, „daß Ihr den armen Vetter so hart behandeltet, da redete ich ihn freundlich an und suchte Euer Benehmen zu entschuldigen."

„Da hast Du einmal sehr weise gehandelt, meine Tochter; wie konnte ich auch nur ahnen, daß der Vetter so hohe Connexionen habe. Er ging gar nicht proper gekleidet."

„Wenn nur der Jean," fuhr er als Geschäftsmann fort, „meine Brezeln dem Herrn Banquier empfiehlt, ein solches Haus ist ein wahrer Schatz für den armen Handwerksmann. Ein Großer empfiehlt die Waare dem Andern. Also selbst Wohnung hat der Vetter beim reichen Banquier? Und ich hatte ihm die Schlafstelle bei den Lehrjungen auf dem Oberboden angewiesen."

„Der fremde Vetter scheint nicht übelnehmend," tröstete Babette.

„Das sollte mir sehr lieb sein," sprach der Alte, „denn so er rachgierig, habe ich die Engelszungen

vergeblich spendirt; als Protegé vom Polizeipräfect kann er mich auch noch auf vielfach andere Art schikaniren. Ich muß nur jetzt gleich in meinen Familienpapieren über die Dormans nachschlagen."

Der alte Bäcker entfernte sich und Babette sprach für sich: „Ist mir doch noch kein so schmucker Vetter vorgekommen, wie dieser Renaud Dormans."

Zehntes Kapitel.

Auch Frankreichs Flotte, welche bei Abukir so schmerzliche Verluste erlitten, hatte der erste Consul durchaus nicht vernachlässigt. Er hatte Alles gethan, um sie wieder auf einen Ehrfurcht gebietenden Stand zu heben. Sie bestand aus funfzehn Linienschiffen, denen sich funfzehn spanische Linienschiffe beigesellten. Diese imposante Seemacht lag in dem Hafen von Brest, wo sie von den Engländern blokirt wurde. Der erste Consul benutzte die ersten finanziellen Hilfskräfte, die er aufzutreiben vermochte, um die Flotte mit Lebensmitteln und rückständigem Solde zu versorgen. Er erließ an die Admirale den Befehl, sofort aus der Blokade hervorzubrechen, sobald man dem Feinde um ein Drittel an Schiffen überlegen; selbst auf Gefahr einer Seeschlacht die erste Gelegenheit, auszulaufen, zu benutzen. Alsdann sollte man durch die Meerenge von Gibraltar steuern, in den Hafen von Toulon gehen und die Verbindung mit Aegypten und Malta unterhalten. So groß aber auch der Fleiß des ersten Consuls war, welchen er auf die militairischen Angelegenheiten zu Wasser und zu Lande verwandte, ward er von der Aufmerksamkeit und der Thätigkeit

noch übertroffen, die er auf die innere Verwaltung, auf die Rechtspflege und die Finanzen verwandte.

Aber nicht genug, daß Bonaparte blos Pläne zur Kriegsführung entwarf. Er wußte dieselben den Generalen, die sie ausführen sollten, auch anschaulich zu machen. Der General Moreau, welcher mit achtzigtausend Mann rasch in der Gegend des obern Rheins über diesen Fluß gehen und die Oesterreicher in der Flanke angreifen sollte, erschrak vor diesem großen Wagniß. Er fürchtete, von der Uebermacht des Feindes zurückgeworfen zu werden.

Der erste Consul theilte die Besorgniß Moreau's nicht. Er glaubte sogar, wenn sein Plan kräftig ausgeführt werde, könne die österreichische Armee in Deutschland vernichtet werden. Da die französische Armee, indem sie am linken Rheinufer stromaufwärts rücke, nicht im feindlichen Lande zu operiren habe, nur zu marschiren, nicht zu kämpfen brauche, so konnte sie nach der Ansicht Bonapartes mit einiger Vorsicht den Oesterreichern zwei bis drei Tagemärsche abgewinnen und am Uebergangspunkte sein, bevor der feindliche General hinlängliche Macht in Händen habe, den Uebergang zu verhindern.

So war der Plan des ersten Consul; Moreau war an solche kühne Manöver nicht gewöhnt. Er wollte lieber bei Straßburg, Breisach und Basel über die Brücken gehen und mit mehren Colonnen auf's Ufer vordringen. Er hoffte hierdurch die Oesterreicher zu täuschen. Er wollte ihre Aufmerksamkeit theilen, sie nach den Schluchten des Schwarzwaldes locken, ihnen alsdann plötzlich ausweichen, mit den Colonnen, die den Rhein überschritten, diesen Strom entlang rücken und vor Schaffhausen Posto fassen, um hier das Hervorbrechen der übrigen Armee zu decken.

Obschon der Plan Moreau's nicht ohne Geist war, hatte er doch mehre Uebelstände, denn während er die Gefahren eines einzigen, in Masse ausgeführten Uebergangs zu vermeiden suchte, war bei Zertheilung dieser Operation das Schlimme, die Streitkräfte zu zersplittern, zwei oder drei abgesonderte Corps 'auf das feindliche Gebiet zu werfen, sie einen gefährlichen Flankenmarsch bis Schaffhausen machen zu lassen, wo sie den letzten und bedeutendsten Uebergang verdecken sollten. Endlich hatte dieser Plan auch den Nachtheil, wenig oder gar keine Ergebnisse zu liefern; denn er warf die französische Armee nicht ganz und nicht auf einmal in die linke Flanke der Oesterreicher, welches doch das einzige Mittel gewesen wäre, den feindlichen General zu überflügeln und von Bayern abzuschneiden.

Moreau's Plan hatte, wie dies in der Regel bei Männern von zweitem Range in der Kriegsführung der Fall ist, nur den Anschein von Vorsicht; er konnte aber durch Ausführung auch gelingen, wie im Gegenthile oft die genialsten Pläne an der fehlerhaften Ausführung scheitern.

Bonaparte, um den General der Rheinarmee für seinen Plan zu gewinnen, ließ Moreau's Chef des Generalstabes, den General Desolles, einen geistreichen Kopf, nach Paris kommen. Er behielt ihn mehrere Tage bei sich und gab sich alle Mühe, ihn, indem er die Vorzüge seines Feldzugplans auseinander setzte, dafür zu gewinnen. Desolles erkannte die Größe Bonapartes Plan an, dennoch rieth er dem ersten Consul, Moreau bei seinem Plane zu lassen, weil, um den Plan des ersten Consul auszuführen, auch dessen Genie erfordert würde.

„Ihr Plan," sagte der General zu Bonaparte, „ist größer, entscheidender, sogar sichrer, aber er paßt nicht

für das Genie dessen, der ihn ausführen soll. Sie haben eine Art Krieg zu führen, die alle zeitherige Kriegführung hinter sich läßt. Moreau hat auch seine Art, die ohne Zweifel der Ihrigen nachsteht, aber dennoch vortrefflich ist. Lassen Sie Moreau seine Sache machen, er wird sie gut machen, vielleicht langsam, aber sicher. Auch wird er Ihnen so viel Ergebnisse liefern, als Sie zu Erreichung Ihrer Entwürfe im Ganzen nöthig haben. Dringen Sie ihm aber im Gegentheil Ihren Plan auf, so verwirren Sie ihn, verletzen ihn vielleicht sogar und werden das nicht erreichen, was Sie von ihm zu verlangen berechtigt sind."

Der erste Consul, welcher sich auf Menschenkenntniß so gut verstand, wie auf die Kriegskunst, erkannte die Wahrheit in Desolles Worten und gab nach.

„Sie haben Recht," sprach er nach einiger Ueberlegung, „Moreau ist nicht im Stande, meine Ideen zu fassen und sie auszuführen. Mag er seine Sache machen, wie er will, wenn er nur die Oesterreicher nach Regensburg zurückwirft und zur gehörigen Zeit seinen Flügel nach der Schweiz abschickt. Den Plan, welchen er nicht begreift und darum nicht auszuführen wagt, werde ich selbst auf einem andern Theile des Kriegsschauplatzes in's Werk setzen. Was er am Rhein nicht zu thun wagt, werde ich auf den Spitzen der Alpen ausführen. Er wird es mit Nächstem bedauern, daß er mir diesen Ruhm überlassen hat."

Noch ein streitiger Punkt bestand zwischen Bonaparte und Moreau. Ersterer wünschte, daß die Division Lecourbe, obschon stets bereit, die Rheinarmee zu unterstützen, auf schweizerischem Boden zurückbleibe, um ihn selbst bei dem beabsichtigten Alpenübergange als Deckung zu dienen. Moreau wollte aber diese Division

nicht missen, doch machte er sich durch einen Vertrag verbindlich, diese zwanzig bis fünfundzwanzigtausend Mann starke Division an die Alpen zu schicken, sobald er die Oesterreicher nach Ulm zurückgeworfen haben würde.

General Desolles hatte endlich alle streitigen Punkte zwischen Moreau und dem ersten Consul ausgeglichen. Man hatte sich vollkommen verständigt.

Bonaparte wünschte jetzt den Feldzug so schnell wie möglich zu beginnen, damit wenn Moreau einen Theil seines Plans in Ausführung gebracht und die Oesterreicher zurückgedrängt, er selber über die Alpen gehen und Massena Luft machen könne, welcher letztere mit sechsunddreißigtausend Mann gegen hundertzwanzigtausend Feinde zu kämpfen hatte.

Der erste Consul wünschte, Moreau solle im Laufe des Aprils losschlagen. Aber alles Drängen war vergeblich. Moreau noch nicht zum Angriffe fertig, zögerte und zögerte. Indessen griffen die Oesterreicher, ihrem Plane getreu, den Feldzug in Italien zu eröffnen, die französische Armee daselbst an. Es entstand ein Kampf, der bei der ungeheuren Ungleichheit der Streitkräfte zu den glänzendsten in der ganzen Kriegsgeschichte gehört.

Die französische Streitkraft in Italien belief sich höchstens auf sechsunddreißigtausend Mann und war folgendermaßen vertheilt.

Vierzehntausend Mann, welche unter dem General Suchet den linken Flügel bildeten, hielten die Engpässe von Tenda, Nizza und die Linie des Var besetzt. Ein abgesondertes Corps unter General Thüreau stand auf dem Mont Cenis.

Gegen zwölftausend Mann unter General Soult,

welche das Centrum der italienischen Armee bildeten, vertheidigten die zwei Hauptpässe der Apenninen.

Gegen sieben bis achttausend Mann schützten Genua und einem in der Nähe dieser Stadt befindlichen Engpaß.

Die andere Hälfte der Armee, etwa achtzehntausend Mann stark, vertheidigte unter Soult und Miollis die Apenninen und Ligurien.

Die Gefahr, daß die beiden Heertheile in Nizza und Genua leicht von einander getrennt werden konnten, lag sehr nahe.

Diesen an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel leidenden sechsunddreißigtausend Franzosen standen hundertzwanzigtausend Oesterreicher unter Melas gegenüber, die völlig ausgeruht und mit Geld und Lebensmitteln hinreichend versehen waren.

General Kaim war mit der schweren Artillerie, der Cavallerie und einem Corps Infanterie, fünfzigtausend Mann im Ganzen in Piemont zurückgeblieben, um die Arrieregarde zu bilden und die Pässe der Schweiz zu bewachen. Melas war mit sechzigtausend Mann, meistentheils Infanterie, nach den Ausgängen der Apenninen vorgerückt. Außer der Ueberlegenheit der Streitkräfte hatte dieser General auch noch den Vortheil einer concentrirten Stellung; denn Massena war genöthigt, mit dreißigtausend Mann — der Rest stand auf dem Mont Cenis — den Halbkreis zu bewachen, den die Seealpen von Nizza bis Genua bilden, einen Halbkreis von nicht weniger denn vierzig Stunden. General Melas dagegen stand auf der andern Seite der Berge, im Mittelpunkte des Halbkreises, zwischen Coni, Ceva und Gavi und brauchte nur einen kurzen Weg zurückzulegen, um zu dem einen oder andern Punkte, den er angreifen wollte, zu gelangen. Wie

leicht ließen sich hier täuschende Demonstrationen in's Werk setzen, um auf den weniger bewachten Punkt mit voller Macht einzubrechen. Auf solche Weise war der tapfere Massena bedroht. Hier nun war es wieder der erste Consul, der dem Oberbefehlshaber die nöthigen Verhaltungsbefehle zukommen ließ, die seinen Geist wieder in außerordentlichem Lichte zeigen.

Seine Instructionen lauten im Wesentlichen dahin. „Hüten Sie sich," schrieb er, „Ihre Aufstellung allzuweit auszudehnen. Besetzen Sie die Alpen und den Engpaß von Tenda mit weniger Mannschaft. Hier schützt Sie der Schnee. Lassen Sie schwache Abtheilungen in Nizza und den in der Nähe befindlichen Forts und concentriren Sie sich mit vier Fünftheilen Ihrer Mannschaft zu Genua und der Umgegend. Der Feind wird aller Wahrscheinlichkeit nach auf Ihr Centrum und Ihren rechten Flügel eindringen. Weichen Sie einem der beiden Angriffe aus und werfen Sie sich mit Ihrer vereinten Streitmacht auf eine der feindlichen Colonnen. Der Feind wird große Terrainschwierigkeit für seine Cavallerie und Artillerie vorfinden. Sie werden meistentheils Infanterieangriffe auszuhalten haben, welchen Sie, obschon im Besitze geringerer Macht, widerstehen werden, da Sie das günstigere Terrain für sich haben. Der Zahlenunterschied dürfte hierdurch ausgeglichen werden. In Ihrem sehr durchschnittenen Terrain können Sie, wenn Sie gut manövriren mit Dreißigtausend Sechszigtausend schlagen. Baron Melas besitzt weder Ihre Thätigkeit noch Ihre Talente. Sie brauchen ihn also durchaus nicht zu fürchten. Rückt er auf Nizza zu, während Sie in Genua sind, lassen Sie ihn ruhig marschiren und rühren sich nicht. Er wird nicht weit zu gehen wagen, wenn Sie sich ruhig in Ligurien verhalten,

weil er fürchten muß, daß Sie ihm in der Flanke oder in Piemont anfallen."

Es war schlimm für die französische Armee, daß Massena durch unterschiedliche Umstände verhindert ward, die weisen Vorschriften Bonapartes zu befolgen. Bevor er noch die nöthigen Anordnungen und Aufstellungen treffen konnte, ward er von den Oesterreichern überrascht. Alsdann fehlte es in Genua an Lebensmitteln, um fast die ganze Armee daselbst zu concentriren.

Die Oesterreicher eröffneten den Feldzug bereits den fünften April, auf welchen so frühzeitigen Angriff Massena durchaus nicht gerechnet hatte. Melas rückte mit fünfundsechzigtausend Mann gegen die Apenninen vor. Fünfundzwanzigtausend Mann drangen gegen Genua vor; funfzehntausend marschirten die Trebbia hinauf. Andere zehntausend Mann bedrohten die Bochetta. Melas griff gleichzeitig alle Stellungen an. Seine Absicht war, wie der erste Consul richtig voraus gesehen, die Generale Suchet und Soult, welche sich durch das Centrum die Hand reichten, von einander abzuschneiden.

Bald entspann sich ein heftiger Kampf vor den Quellen des Tenaro und der Bormida bis zu den steilen Höhen, welche Genua beherrschen. Die Franzosen, ihr günstiges Terrain benutzend, vertheidigten sich mit der größten Tapferkeit und brachten dem Feinde einen dreimal stärkern Verlust bei, als sie selber erlitten, weil ihre Kugeln stets in tiefe enggedrängte Massen schlugen. Endlich, da sich die Reihen des Feindes immer von Neuem füllten, mußten sie mehr aus Ermattung, als daß sie besiegt worden wären, ihre Stellung im Centrum räumen, wodurch es den Oesterreichern gelang, die französische Aufstellung zu durchbrechen, die eine Hälfte der Armee wurde nach

Nizza, die andere nach Genua zurückgedrängt. Fast zu derselben Zeit zeigte sich die engliche Flotte vor dem Hafen von Genua. Dieses und das Vordringen der Oesterreicher rief einen Aufstand der aristokratischen Bevölkerung gegen die Franzosen hervor. In allen Dörfern tönten die Sturmglocken. Mit Bangen sahen die Franzosen auf der einen Seite die blitzenden Bayonnete der Oesterreicher, auf der andern die schwellenden Segel Altenglands.

Nichtsdestoweniger verlor der tapfere Massena den Muth nicht. Obschon von einem Theile seiner Armee abgeschnitten, war er doch noch immer im Besitze von fünfzehn bis achtzehntausend Mann; und mit einer solchen Besatzung ließ sich ein Massena von keinem Feinde schrecken.

Um diesen ewig denkwürdigen Kampf besser vor Augen zu führen, ist es nöthig, die betreffenden Localitäten in Etwas zu schildern. Die Stadt Genua, reizend gelegen an dem schönen Meerbusen ihres Namens, grenzt an einen Vorsprung des Apenninengebirges. Dieser Vorsprung erstreckt sich von Norden nach Süden bis an's Meer, theilt sich doch ehe er das Meer erreicht in zwei Bergrücken, von denen der eine östlich, der andere westlich dahin läuft und so ein Dreieck bildet, dessen Spitze an den Apenninen zusammenläuft und dessen Basis das Ufer des Meeres bildet. Längs dieser Basis breitet Genua seine Paläste und prachtvollen Straßen aus. Natur und Kunst hatten gleichviel zu der Befestigung dieser Stadt beigetragen. Zwei Hafendämme schützten gegen die feindlichen Flotten. Die Landseite war durch einen mit Bastionen versehenen Ringwall geschützt. Ein zweiter, größerer Ringwall lief die vorhin erwähnten Höhen entlang. Zwei terassenförmig erbaute Forts beherrschten

mit ihren Batterien die gesammten Festungswerke. Hätte Massena hinreichende Lebensmittel gehabt, würde er unbezwinglich gewesen sein. Entschlossen, dem Feinde einen mächtigen Widerstand entgegen zu setzen, strebte der kühne Oberfeldherr der Franzosen zunächst dahin, die Oesterreicher von Genua zurückzuwerfen und längst der Küste die Verbindung mit seiner andern Armeeabtheilung wiederherzustellen. Er brach demgemäß mit drei abgesonderten Colonnen aus Genua und auf drei verschiedenen Wegen gegen die Oesterreicher vor. Die Pünktlichkeit in der Bewegung dieser drei Colonnen war der Art, daß sich ihr Angriffsfeuer auf drei verschiedenen Orten zu gleicher Zeit hören ließ. Massena's persönliche Gegenwart befeuerte die Soldaten. Die Oesterreicher wurden in die Gebirgswässer geworfen und verloren ihre sämmtlichen Stellungen. Fünfzehnhundert Gefangene fielen in die Hände der Sieger.

Die Bevölkerung von Genua empfing mit Jubel die heimkehrenden Streiter. Man brachte unaufgefordert Lebensmittel und aller Art Erfrischungen.

Nach diesem ersten glücklichen Unternehmen, wollte Massena die kurze Frist, die ihm der geschlagene Feind lassen mußte, benutzen, um seine Verbindung mit Suchet wiederherzustellen.

In der Absicht, Genua während seiner Abwesenheit um jeden Preis zu decken, theilte er seine Truppen in zwei Corps. Das eine unter dem tapfern General Miollis blieb in Genua zurück, mit dem andern, gegen zehntausend Mann starken Corps brach Massena gegen Savona auf, nachdem er durch geheime Boten Suchet den Befehl ertheilte, von Nizza aus, nach demselben Orte zu marschiren.

Nachdem Melas die Franzosen in zwei abgesonderte Corps abgeschnitten hatte, wollte er das Corps in Genua enger einschließen. Er zog seine Truppen näher zusammen und stieß bei dieser Bewegung auf die zehntausend Franzosen, welche eben ihre Vereinigung mit Suchet bewerkstelligen sollten. Da Massena in zwei, Melas aber in drei Colonnen marschirte, so kam es auf dem sehr zerschnittenen Terrain zu einem höchst verworrenen Kampfe. Zehntausend Franzosen standen vierzigtausend Oesterreichern gegenüber. Da aber die französischen Colonnen von einander getrennt wurden, hatten sie es oft mit einer sechs bis zehnfach überlegenen Anzahl von Feinden zu thun. Man kämpfte an vielen Punkten mit der bewunderungswürdigsten Tapferkeit, konnte aber bei der überlegenen Macht des Feindes nicht durchdringen und die Vereinigung mit Suchet nicht bewerkstelligen, sondern sah sich gezwungen, nach Genua zurückzukehren. Man hatte wiederholt sich durchschlagen müssen, hatte aber trotzdem viertausend Gefangene gemacht.

General Suchet seinerseits hatte ebenfalls eine Vereinigung mit der Hauptarmee zu bewerkstelligen gesucht, war aber bei der Uebermacht der Oesterreicher gleichfalls nicht durchgekommen.

Massena war jetzt entschieden in Genua eingeschlossen. Er war jedoch nicht gemeint, sich ganz eng einschließen zu lassen, sondern den Feind von den Mauern entfernt zu halten und ihn durch fortwährende Gefechte in Athem zu erhalten und zu erschöpfen.

Der französische General beschäftigte sich, nachdem er nach Genua zurückgekehrt war, zunächst mit der innern Polizei und mit der Verproviantirung der

Festung; ersteres, um die Frankreich feindlichen Elemente der Bevölkerung, die hauptsächlich aus deren aristokratischem Theile bestanden, niederzuhalten. Er wußte sich in das größte Ansehen zu setzen und Armee und Einwohnerschaft waren ihm auf das Vollkommenste ergeben.

Massena hatte das in Genua vorhandene Getreide ansammeln lassen und Bezahlung geleistet, wenn man es gutwillig brachte. Wo man aber die Auslieferung verweigerte, wurden Haussuchungen gehalten. Durch diese Maßregel setzte er sich in den Stand, die Armee und Einwohnerschaft auf vierzehn Tage zu ernähren. Diese vierzehn Tage gingen vorüber und der Hunger drohte. Da erkundschaftete er, daß bei reichen und den Franzosen feindlich gesinnten Leuten noch große Getreidevorräthe vorhanden wären. Es wurde abermalige Haussuchung gehalten und man fand so viel Roggen und Hülsenfrüchte, daß man abermals auf vierzehn Tage nothdürftig versehen war. Von Tag zu Tag hofften die Eingeschlossenen, daß ein Sturm die wachsamen Engländer von der Höhe des Meeres vertreiben werde, damit Schiffe mit Getreide landen könnten. Aber Luft und Meer rührten sich nicht.

Die Noth stieg immer höher. Da beschloß Massena das Aeußerste, ehe er sich ergebe und befahl, die Truppen mit Cacao zu nähren, von welchem Surrogate große Vorräthe in Genua angehäuft lagen. Bereits waren in den unaufhörlichen Gefechten eine große Menge französischer Soldaten kampfunfähig geworden. Alle Spitäler waren reichlich gefüllt. Dem französischen Feldherrn verblieben im Ganzen kaum zwölftausend Mann kampffähiger Truppen.

In dieser furchtbaren Lage zeigte sich Massena

ruhig und heiter und sein heldenmüthiges Benehmen flößte auch seinen Soldaten Muth und Ausdauer in Ertragung der unsäglichen Strapazen ein.

Sein Adjutant, Franceschi mit Namen, hatte sich in einen Nachen geworfen, um Nizza zu erreichen und den ersten Consul mit den Heldenthaten, Leiden und der furchtbaren Lage der Armee bekannt zu machen.

Eilftes Kapitel.

Nach Verlauf von noch nicht zwei Monaten waren die Wünsche von Renaud und Pius erfüllt. Durch die Verwendung des General Mürat war ersterer Ordonnanz-Unterofficier bei der Consulargarde und letzterer Tambour bei einem Linienregimente geworden. Pius erfeute sich außerdem der besondern Protection seines Obersten und erwarb sich durch sein musterhaftes Betragen die Achtung und Liebe aller seiner Kameraden.

Die Angelegenheiten der Mutter Dormans waren durch den Einfluß der beiden Brüder Romain bestens geordnet worden. Die beiden Brüder in dankbarer Erinnerung an Renaud, welchem der Pariser Romain sein Leben zu verdanken, hatten nicht nur alle Verbindlichkeiten der alten Frau gegen ihren hartherzigen Gläubiger erfüllt, sondern auch die Zukunft der Wittwe vollkommen sicher gestellt. Sie erhielt die freundlichste Wohnung auf dem Besitzthume des Herrn Romain bei Saint Marcel und hatte man ihr eine so reichliche Pension ausgestellt, daß sie auch ihren Sohn, der in Paris stand, allmonatlich eine nicht unansehnliche Soldzulage gewähren konnte.

Renaud, der sich an die militärische Disciplin aus angebornem Pflichtgefühl leicht gewöhnte, so daß ihm der Dienst mehr Freude als Beschwerde verursachte, führte ein höchst angenehmes Leben in der Hauptstadt. Der Mittagstisch bei Herrn Romain stand ihm frei, wenn er davon Gebrauch machen wollte.

Dasselbe Vorrecht genoß der kleine Tambour. Doch speisten die Beiden meistentheils mit ihren Kameraden, erstens weil sie hier lustige Gesellschaft fanden, und alsdann, weil sie sich nicht zu sehr absondern wollten, was sie in der damaligen noch etwas republikanischen Zeit leicht in den Verdacht aristokratischer Ueberhebung bringen konnte. Auch waren beide feinfühlend und wollten die Güte des Herrn Romain, den sie als ihren wahrhaften Freund und Wohlthäter betrachteten, durch zu häufigen Besuch seines Hotels nicht mißbrauchen.

Nichts aber hatte der Freude geglichen, die sich den Bewohnern von Saint Marcel und namentlich der alten Mutter Margot mitgetheilt hatte, als die beiden jungen Leute von ihrem Ausfluge nach Paris wieder heimgekehrt waren.

Sie kamen diesmal nicht zu Fuße, wie sie bescheiden ausgezogen waren, sondern im eleganten Zweigespann, welches Herr Romain bis zur nächsten Poststation entgegen geschickt hatte.

Sie durften nicht müde werden zu erzählen über ihre Pariser Abentheuer und man hörte ihnen mit noch größerem Wohlgefallen zu als dem jungen Lysiard, wenn dieser pathetisch seine Heldenthaten vortrug.

Die wenigen Wochen, die Renaud in der Heimath zubrachte, verflossen wie ein paar rosenrothe Stunden und namentlich waren es die Besuche bei Herrn

Romain, die durch die holdselige Erscheinnng der reizenden Gabriele einen magnetischen Einfluß auf den Jüngling hervorbrachten.

Fast dasselbe war aber auch bei dem schönen Mädchen der Fall. Sie lauschte mit Interesse und großer Theilnahme, wenn Renaud seine romantische Wanderung, das Abentheuer in der Waldkirche, seine Ankunft in Paris, die Wanderung in's Gefängniß, mit seinem sehr glücklichen Erzählertalente vortrug. Ueberdies fühlte sie sich dem Retter ihres Oheims zu höchstem Danke verpflichtet.

Wie weit wohlthuender und beseligender wirkte das ungekünstelte Benehmen und die ungeschminkte Herzlichkeit Gabrielens auf das Gemüth Renaud's als die schlangenglatte Freundlichkeit der schönen Gräfin Adele, deren Bekanntschaft er in Folge seines Fundes bei der Shawlhandlung gemacht.

Renaud hatte das kostbare Tüchlein persönlich der Eigenthümerin zugestellt und die zuvorkommendste Aufnahme gefunden. Wie wir später sehen werden, war das Verlieren des Tuchs von Seiten der Dame kluge Berechnung, um den schönen Jüngling für ihre Zwecke zu benutzen.

Adele von Choiseul gehörte der royalistischen Partei an und ließ kein Mittel unversucht, junge tüchtige Männer für ihre Pläne zu gewinnen. Wir werden später sehen, von welchen Gefahren für Renaud die Bekanntschaft mit dieser Dame verbunden war.

Aber je glücklicher sich Renaud in Saint Marcel befand, desto unglücklicher war der Zustand des neidischen und heimtückischen Lysiard. Verletzte Eitelkeit und Eifersucht durchwühlten in gleichem Grade sein Inneres.

Daß Renaud Aussicht hatte, in die Consulargarde aufgenommen zu werden und daß ihm Gelegenheit

ward, öfters auf der Besitzung des Herrn Romain die schöne Gabriele zu sehen und zu sprechen; ferner die allgemeine Theilnahme, die von Seiten der Bewohner von Saint Marcel den Abentheuern Renaud's geschenkt wurde — das waren die Schlangen, die er in seinem Herzen nährte und großzog. Der ganze Zweck seines Lebens bestand jetzt fast nur darin, Mittel und Wege ausfindig zu machen, den glücklichen Nebenbuhler in's Unglück zu stürzen.

Den größten Theil seiner Zeit nach seiner Rückkehr von Paris verbrachte Renaud damit, seinen jungen Freund Pius in den unentbehrlichsteu Hülfswissenschaften zu unterrichten, die einem jungen Soldaten von Nöthen sind. Geschichts- und Länderkunde nahmen die erste Stelle ein; dann folgte Rechnen, Recht- und Schönschreiben. Auch theilte Renaud seinem jungen und lernbegierigen Zöglinge das Nothwendigste aus der Naturwissenschaft mit. Oft sah man die Beiden auf Bergen und Thälern botanisiren gehen.

Zu den Eigenthümlichkeiten des kleinen Pius gehörte, daß er ein merkwürdiges Traumahnungsvermögen besaß, wovon er Renaud bereits wiederholt auffällige Beispiele geliefert hatte. Nicht selten war er im Stande, in Folge merkwürdiger Träume, Dinge zu prophezeihen, die überraschend in Erfüllung gingen.

So begab es sich auch eines Morgens, daß Pius in ziemlich aufgeregter Stimmung zu Renaud kam und denselben himmelhoch bat, wenn er heute nach Maisonrouge ginge, nicht auf dem gewohnten Wege heimzukehren, sondern den zweiten, obschon etwas längern Weg einzuschlagen.

„Aber, guter Pius," lächelte Renaud, „ich bin diesen Weg so oft gegangen, was soll mir passiren?

Zudem ist er anmuthiger und kürzer als der andre, der durch die feuchten Wiesen führt."

„Ich beschwöre Dich," fuhr Pius fast mit angstvoller Heftigkeit fort, „gewähre mir meine Bitte; mein Traumgott hat mir einen Wink gegeben, daß Dir auf diesem gewöhnlichen Wege Gefahr droht."

Renaud erkundigte sich näher nach dem Traum, aber der Knabe vermochte nichts Genaueres darüber anzugeben und kam nur immer wieder auf seine flehendliche Bitte zurück, diesmal den weniger angenehmen Weg einzuschlagen.

„Also soll ich denselben auch auf dem Hinwege nicht betreten?" frug Renaud.

„O ja," erwiderte Pius, „nur nicht heimkehren sollst Du auf demselben."

Renaud versprach endlich den Wunsch seines Schülers zu erfüllen. Dieser war hocherfreut und die Unterrichtsstunde nahm ihren Anfang. Als Dormans am selbigen Tage seine gewohnte Wanderung nach Maisonrouge antrat, fiel ihm unterwegs die Warnung von Pius ein. Er schaute sich allerorts um, es war Alles wie gewöhnlich; kein Wasser war ausgetreten, das den Pfad hätte gefährlich machen können; im Gegentheil war ihm derselbe gerade nie so angenehm vorgekommen, wie heute. Der Weg führte durch ein schattiges Hölzchen; die alten Buchen warfen so einladende Schatten im grünen Grase, daß Renaud der Versuchung nicht zu widerstehen vermochte, ein wenig auszuruhen, denn die Sonne warf ziemlich heiße Strahlen.

Im kühlenden Schatten und auf weichem Grase ruhend, dachte er hier über seines Zöglings wunderbares Traumtalent nach.

„Wie überraschend das Eintreffen von Pius Voraussagungen oft gewesen,“ sprach er zu sich, „kann es doch auch der Zufall gewesen sein und ich hätte eigentlich der Sache als Lehrer nicht solche Aufmerksamkeit schenken sollen. Wie leicht arbeitet man hier dem Aberglauben in die Hand. Pius hat eine erregbare Phantasie. Hier ist es vielmehr nöthig, mit kalter kritisirender Vernunft gegen dergleichen Erscheinungen einzuwirken.“

Je länger Renaud über diesen Gegenstand nachsann, desto mehr bestärkte er sich in seinem Vorsatze, gegen die prophetische Traumwelt des Knaben mit aller Kraft der Vernunft zu Felde zu ziehen. Er beschloß schon heute den Anfang zu machen und zwar dadurch, daß er auf der Heimkehr dennoch den Weg einschlüge, welchen der Traumgott des Knaben als gefahrdrohend bezeichnet hatte.

Mit diesem festen Vorsatze stand er auf und setzte seinen Weg nach Maisonrouge fort, ohne daß ihm irgend etwas Auffälliges begegnet wäre.

In der Familie des Herrn Romain, wo er jetzt fast wie ein Verwandter betrachtet wurde, verlebte Renaud wieder die herrlichsten Stunden. Gabriele war reizend und liebenswürdig wie immer. Was dem schönen Mädchen in Renaud's Augen noch eine ganz besondere Glorie verlieh, das war die Liebe und zarte Aufmerksamkeit, welche Gabriele seiner alten Mutter angedeihen ließ. Die gute alte Frau verehrte in der Tochter des Herrn Romain einen Engel des Himmels.

Die Abendsonne begann sich bereits stark dem Untergange zuzuneigen, als Renaud an den Heimweg dachte. Herr Romain gab dem Lebensretter seines Bruders ein langes Stück Weges das Geleite. Der Abend war zu schön. Herr Romain erfreute sich

aufrichtigst des schönen wissenschaftlichen Strebens seines jungen Freundes, denn er war selbst ein sehr wissenschaftlicher und über manche Vorurtheile der Zeit erhaben stehender Mann. Die Zeit konnte also Beiden nie lang werden, weil es an anziehenden Gegenständen zum Gespräch nie mangelte. Der Eine schöpfte Belehrung durch den Andern und dieses Verhältniß ward bald so innig, daß es Herrn Romain wahrhaft leid that, den jungen Renaud künftig entbehren zu müssen.

Man unterhielt sich oft auch über die politische Lage des Vaterlandes. Wenn der Jüngling in Bonaparte auch gern und freudig den Helden und bewunderungswürdigen Geist anerkannte, so war er doch noch zu sehr von den Ideen von 1789 entzündet, als daß er dem ersten Consul den Gewaltschritt des achtzehnten Brumaire hätte ganz vergeben können. Er kam stets darauf zurück, daß es ein Gewaltstreich, der stets einen Schatten auf die politische Handlungsweise Bonapartes zurücklassen werde.

Herr Romain nahm sich indeß des ersten Consuls mit Wärme an. „Allerdings," entgegnete er, „war es ein Gewaltstreich; aber es können in einem Staatsleben Fälle eintreten, wo der Staatsorganismus so krankhaft, daß nur ein Gewaltstreich zur Heilung führen kann. Und eine solche That war eben der achtzehnte Brumaire. Darum ward auch dieser Act von der Nation, von dem Gebildeten in Folge ihrer Einsicht, von dem weniger Gebildeten in Folge eines natürlichen Instincts, mit Jubel begrüßt. Hat die Abstimmung über die Annahme der Constitution des Jahres Acht nicht den unwiderlegbarsten Beweis geliefert, daß Frankreich mit der Handlungsweise Bonapartes einverstanden, daß es dieselbe vollkommen gut heißt? Muß der Arzt nicht oft dem Kranken eine

Menge Blut, ja ein Glied seines Leibes nehmen, um das Leben des Kranken überhaupt zu retten?"

„Bonaparte konnte aber auch durch seinen Gewaltschritt das Land in Verwirrung und Anarchie stürzen;" hielt Renaud dagegen; „er war nicht allwissend und konnte daher auch nicht wissen, ob sein kühner Plan gelang."

„Was die Verwirrung und Anarchie anbelangt," versetzte Herr Romain, „so brauchte dieselbe nicht erst hervorgerufen zu werden, sie war schon im vollen Maße vorhanden. Wenn übrigens das Directorium Lebensfähigkeit besessen und also verdient hätte, länger zu leben, so würde es auch Kraft genug besessen haben, das Attentat Bonapartes niederzuschlagen und unschädlich zu machen. Die schwache Regierung verdiente aber nicht zu leben und darum fand sie ihren wohlverdienten Tod. Und war Jemand berufen, den Todesstreich zu führen, so war es Bonaparte. Darum jubelte ihm auch das Volk von allen Seiten zu."

„Aber wenn einmal die gesetzlichen Schranken durchbrochen," gab Renaud zu bedenken, „wo ist da das Ende der Willkührlichkeiten? Jeder kann sich, nach Bonapartes Vorspiel, für berufen halten, die Verfassung zu stürzen."

„Dafür," lächelte Herr Romain, „wird eben Bonaparte sorgen, daß es Niemand unternimmt. Auch zeigt sich dieser außerordentliche Mann nicht blos stark und entschieden, wenn es gilt, Veraltetes nieder zu reißen; er ist noch stärker und entschiedener, wenn es gilt Neues aufzubauen. Ich dächte, wir Franzosen hätten seit 89 so viel probirt, was die Staatsform anbelangt und immer so schlechte Geschäfte dabei gemacht, daß wir ordentlich Gott danken müssen, daß

er endlich die Gewalt in die Hände eines großen, gewaltigen Characters gelegt hat."

„Aber die Freiheit des Volkes," sprach Renaud, „hat doch fürwahr nicht durch die Bonapartistische Herrschaft gewonnen."

„Freiheit des Volkes — was heißt das?" erwiderte Herr Romain nicht ohne Wärme, „das ist eine von jenen Phrasen, die so oft der unverständigen Menge vorgeworfen werden, ohne daß sich letztere etwas Vernünftiges dabei denkt. Die Freiheit des Volkes ist insofern gewahrt, daß es ihm freigestellt ward, sich für die gegenwärtige Regierung auszusprechen oder nicht. Zieht diese Regierung die absolutistische Schlinge zu fest, so steht es immer beim Volke, sich diese Schlinge gefallen zu lassen, oder nicht."

„Da können aber," meinte Renaud, „Jahrzehnte hingehen und das Volk muß die Gewaltherrschaft geduldig ertragen."

Herr Romain ließ sich durch den Einwand seines Freundes nicht irre machen, sondern entgegnete: „Wenn man nur immer die Freiheit des Volkes im Munde führt, so sollte man nur auch gewissenhaft untersuchen, wie es mit dieser Freiheit beschaffen? Was hilft mir eine Freiheit, wie wir in den vergangenen Jahren erlebt, wo im Namen der Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit die Tyrannei an der Regierung war, und nach Herzenslust guillotiniren ließ. Was hilft einem Volke eine Freiheit, bei welcher es verhungert, wie bei uns ebenfalls dagewesen? Die sogenannte Freiheit eines Volkes ist ein so relativer Begriff, daß man nicht vorsichtig genug die Sache untersuchen und prüfen kann, bevor man für diese Freiheit in die große Posaune stößt. Die Freiheit eines Volkes muß, meiner Ansicht nach, mit der geistigen

und sittlichen Reife des Volkes stets Hand in Hand gehen; stets denselben Schritt halten. Eine solche Freiheit achte ich für die allein vernünftige und zugleich segensreiche, selbst wenn mancher blos in Idealen lebende Staatsverbesserer sich von solcher Freiheit gedrückt fühlen und sie für Tyrannei ausschreien sollte."

„Aber soll denn," frug Renaud, „das viele Blut, daß für unsere politische Freiheit geflossen, die unermeßlichen Opfer, die dafür gebracht worden sind, sollte es vergebens geflossen, sollten die Opfer vergebens gebracht worden sein?"

„Das sind sie nicht. Jede der unterschiedlichen Perioden unserer Revolution hat weise Erfahrungen hinterlassen. Für eine Freiheit zum Beispiel wie sie Robespierre, Couthon und Saint Jüst wollten, sind die Franzosen lange nicht reif und werden diese Reife auch sobald nicht erlangen. Jene blutigen Apostel der Volksfreiheit wollten auf einem Jahrhunderte lang demoralisirten Staat mit einem Male eine tugendhafte Republik gründen. Die tugendhafte Republik konnten sie wohl proklamiren, es fehlte aber zu dieser Republik eben die Hauptsache, die — tugendhaften Republikaner. Jene Männer wollten die Tugend durch die Guillotine einführen und bedachten nicht, daß nur die Tugend für die Dauer bestehen kann, die ein Produkt freier sittlicher Erkenntniß und freier sittlicher Entfaltung ist. Jene Männer trugen weder der Zeit, noch den menschlichen Leidenschaften und dem quecksilbernen Nationalcharacter einigermaßen Rechnung. Darum gingen sie auch zu Grunde, ehe ihre Tugendrepublik im Geringsten Wurzel geschlagen. Der alte Hof mit seiner unglückseligen Camarilla hätte die Revolution beschwören und sie in ihr naturgemäßes Bett leiten können, wenn er seine Zeit verstanden

und ihr Rechnung getragen hätte. Anstatt dessen reizte er durch Intriguen aller Art die gefährlichen Leidenschaften nur immermehr auf. Er verkannte Zeit, Umstände und Verhältnisse, darum ging er so gut zu Grunde, wie später die oben genannten politischen Fanantiker, die den König auf's Blutgerüst gebracht. Was soll aber aus einem Staatswesen, aus einem Volke werden, dessen oberste Regierungsgewalt in Zeit von wenig Monaten wechselt und wenn die sich widersprechendsten Principien der Reihe nach regieren, die alle nur in dem Einen übereinstimmen, daß sie Volk und Verhältnisse nicht verstehen. Darum eben scheint mir Bonaparte der rechte Mann. Er ist aus dem Volke hervorgegangen, darum kennt er dieses Volk. Er weiß, wie viel er ihm bieten kann, wie viel er verlangen kann. Er kennt ferner die Armee, versteht seine Zeit; daher scheint er mir eben der Mann, den Frankreich braucht. Es ist geradezu Unrecht, daß man diesem großen Manne anthut, wenn man von ihm behauptet, er habe die Franzosen um die Früchte ihrer Revolution gebracht. Er hat blos die faulen und giftigen Früchte zu entfernen gesucht, damit die gesunden Früchte um so lebenskräftiger sich entwickeln können."

„Aber," wendete Renaud ein, „die freie Presse, die Herr Bonaparte so beschränkt hat, war doch keine faule und giftige Frucht?"

„Sie kann es aber unter gewissen Verhältnissen werden; und in solchen Verhältnissen eben scheinen wir uns dermalen zu befinden. Jetzt, wo der Feind vor den Thoren steht, ist vor allen Dingen Einheit der Nation nöthig, die durch Parteikämpfe, welche von der Presse begünstigt werden, nur beeinträchtigt werden kann."

Nach einer Pause fuhr Herr Romain fort: „ich würde es selber nicht ungern sehen, wenn Bonaparte sich auf den Thron von Frankreich setzte.“

Renaud hielt dies für unmöglich.

„Bei unserm Volke, guter Freund,“ lächelte Romain, „ist nichts unmöglich, namentlich in der Politik. Es sind kaum zehn Jahr, daß die politischen Stürme über Frankreich einher zu brausen begannen und wir sahen bereits wiederholt Staatsform und Regierung wechseln. Wie ich aus sicherer Quelle weiß, hat man Seitens der Bourbonen dem ersten Consul die glänzendsten Anerbietungen gemacht, für den Fall, daß er das alte Könighaus wieder herstelle. Er hat alle diese Anerbietungen von der Hand gewiesen. Dahinter scheint die unverkennbare Absicht versteckt, daß er den Thron Frankreichs lieber für Jemand anders aufheben will, sobald der rechte Zeitpunkt gekommen.“

„Aber was würden die heutigen Republikaner dazu sagen, falls Bonaparte den Thron bestiege?“

„Ganz dasselbe,“ erwiderte Herr Romain, „würden sie sagen, was sie zu den dagewesenen Staatsumänderungen gesagt. Die Exaltirten werden raisonniren, Emeute machen; aber die unermeßliche Mehrzahl wird sich in die Umstände fügen; und die große Menge der Egoisten, an welchen unser Vaterland leider reicher, als irgend ein anderes Land, wird aus starren Republikanern zu höfischen Schmeichlern werden; der Stellenjägerei nicht einmal zu gedenken.“

„Allerdings,“ gestand Renaud, „wenn nicht in gewissen Zeitperioden Muster reiner Tugenden und erhabenen Heldenmuthes die Erbärmlichkeit zahlloser miserabler Subjecte vergessen machten, man müßte an einer bessern Menschheit verzweifeln. Nicht ohne Scham kann ich jener Zeit gedenken, wo nach dem

Gelingen des achtzehnten Brumaire sich Alles der neuen Sonne zuwandte und eine Stellenjägerei begann, wie sie in der Geschichte Frankreichs wohl kaum dagewesen. Von welcher Armee waren die damaligen Consuln und sonstigen einflußreichen Persönlichkeiten belagert. Jedermann wollte Senator, Mitglied des gesetzgebenden Körpers, Tribunal=, Staatsrath oder Präfect werden. Die wildesten Republikaner, die am heftigsten gegen den Staatsstreich geeifert, wurden blos in Aussicht auf eine einträgliche und titelreiche Stelle zahm gemacht. Viele Schwankende, die erst den Erfolg des Ereignisses abwarten wollten, traten mit einer Unverschämtheit hervor, die Erstaunen erregte. Es war damals wie immer das bon mot Mode. „Man muß sich zeigen," hieß der neurepublikanische Ausdruck. „Man muß beweisen, daß man nicht die Absicht, der neuen Regierung Hindernisse in den Weg zu legen, sondern, daß man im Gegentheil bemüht ist, diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Es gab sogar Bittsteller, die, um in's Tribunat zu gelangen, der Regierung ihre Ergebenheit versicherten, obschon man von ihnen sich überzeugt halten konnte, daß sie sofort starre Opposition machen würden."

„Was wollen Sie," fiel Herr Romain bekräftigend ein, „glaubte doch selbst der damalige Moniteur diese Kriechereien züchtigen zu müssen. Ich habe die Stelle noch gestern gelesen. Seitdem die Constitution, schreibt er, eine Menge reich besoldeter Stellen geschaffen, wie viel Leute sind da in Bewegung; wie viel bekannte Gesichter drängen sich da zum Vorschein; wie viel vergessene Namen regten sich da wieder aus dem Staube der Revolution; wie viele stolze Republikaner des Jahres Sieben schmiegen sich da, um an den richtigen Mann zu gelangen, der sie anstellen kann; wie viel

Brutusse betteln um ein Unterkommen; wie viel unbedeutende Talente hebt man in den Himmel; wie viel geringfügige Dienstleistungen sucht man zu vergrößern; wie viel Blutflecke ist man bemüht, zu verbergen. Und dieser wundersame Coulissenwechsel war das Werk eines Augenblicks."

„Wie wahr, wie wahr," seufzte Renaud, dessen besseres Selbst sich auf's Tiefste empört fand.

„Der Moniteur," fuhr Herr Romain fort, „schließt seinen Bericht über dieses Menschenkehrig mit den Worten: Hoffen wir, daß der Heros der Freiheit, der sich in der Revolution stets nur durch Wohlthun hervorgethan, mit Ekel auf diese Umtriebe herabsehen wird, mit jenem Ekel, den sie in jeder redlichen Brust erwecken; hoffen wir, daß er nicht dulden wird, daß ein Haufe unbekannter oder entehrter Namen sich mit den Strahlen seines Ruhmes umkleide."

Nach diesen Worten reichte der Fabrikherr Renaud die Hand.

„Sie sehen also, mein junger Freund," sprach er, „wie es mit unsern sogenannten Republikanern beschaffen und wie viele Personen Herr Robespierre noch hätte guillotiniren müssen, um die tugendhafte Republik, wie er sie träumte, herzustellen. Es würde für diese Robespierr'sche Republik ein verzweifelt kleines Häuflein übrig geblieben sein; und mit diesen Uebriggebliebenen, wahrhaft tugendhaften Republikanern, würde wieder nichts anzufangen gewesen sein, weil sie größtentheils Idealisten und völlig unpraktische Leute sind, absonderlich im Staatsleben. Doch die Sonne ist untergegangen. Genug für heute."

Herr Romain reichte dem Jüngling die Hand zum Abschiede.

„Eigentlich," sprach er, „sollte ich Sie ein Stück

Weges zurückbegleiten, denn Sie haben mir heute zu weit das Geleit gegeben." Er würde dies auch gern ausgeführt haben, wenn es Herr Romain zugelassen.

So trennte man sich und Beide schritten in entgegengesetzter Richtung ihres Wegs dahin.

Der Abend war mild, das Abendroth verglomm und Renaud durchsuchte mit seinen scharfen Augen den Morgenhimmel, ob noch kein Stern zu erblicken. Nur ganz schwach erglänzte der Jupiter, der aber bald immer prachtvoller zu strahlen begann. Der Jüngling überdachte das Gespräch mit dem Fabrikherrn.

„Er hat leider in vielen Dingen nur zu recht," sprach er für sich, „namentlich, wo es sich um die Schattenseiten unseres Nationalcharacters handelt; aber was den achtzehnten Brumaire anlangt, kann ich ihm trotzdem nicht Recht geben. Dieser Tag wird einen Schattenpunkt auf Bonaparte werfen und wenn er noch so sehr von Ruhm umstrahlt und vielleicht dereinst als wahrer Vater des Vaterlandes angebetet wird. Ich gebe zu, daß die eiserne Nothwendigkeit vorhanden war; aber die vermessene That konnte auch verunglücken; dann stand Bonaparte gebrandmarkt als Hochverräther vor der Nation und konnte leicht mit dem Leben seine Vermessenheit bezahlen. Aber das Wagstück gelang und die Nation klatschte Beifall; die Nation klatschte Beifall, daß ein kühner Soldat ihre eigne Verfassung über den Haufen geworfen; und diese Nation krönte den glücklichen Soldaten als Belohnung mit der höchsten Staatswürde. So was kann auch nur in Frankreich vorkommen. In England oder Amerika wäre es unmöglich. Aber mein Trost bleibt, daß es in meinem Volke auch ebenso entschieden großartige und hochherzige Charaktere giebt,

wie es der Leichtsinnigen, Frivolen, der Egoisten zu Hunderttausenden giebt und ein einziger solcher großer Tugend-Mann wiegt Millionen von schlechtem Gesindel auf. Welch' ein Trost bist Du allein, mein Carnot."

Es war immer dunkler geworden und der Sternenhimmel brach um so prachtvoller hervor. Fast im Zenith erglänzte in silberhellem Glanze die herrliche Wega in der Lyra Mitte. Nicht weit davon zur Rechten das schöne Sternbild, der Schwan, und tiefer unten der röthliche Arctur, der nun seit Millionen Jahren die beiden Bären um den Polarstern führt. Wie weißer Schaum zog sich die Milchstraße über den Himmel mit ihren achtzehn Millionen Sonnen, die so weit von uns stehen, daß der Lichtstrahl viertausend Jahre braucht, um von jenen Welten zu uns zu gelangen.

Als Renaud, die Sterne betrachtend, einsam dahin wanderte, gelangte er endlich an die Stelle, wo sich der Weg nach Saint Marcel in zwei Arme theilte. Der zur Rechten war der kürzere und angenehmere, welchen auch Renaud heute wie immer gewandelt war, der zur Linken war länger und führte durch feuchte sumpfige Wiesen.

Dem Jüngling fiel hier wieder die Warnung seines jungen Freundes ein. Er beschloß aber, seinen bereits am Tage gefaßten Beschluß in Ausführung zu bringen und, der Warnung des Knaben ungeachtet, den Weg zur Rechten einzuschlagen.

Er stand eben im Begriff sich nach dieser Richtung zu wenden, als aus einem der Gräben, die längs des Fahrwegs dahin liefen, eine kleine Gestalt auftauchte.

Renaud hielt ob der unerwarteten Erscheinung seine Schritte an.

„Wer da?"

„Ich bin es!" tönte die klare Stimme des kleinen Pius.

„Aber ich bitte Dich, Pius, um Alles, wo kommst Du her in der Nacht?"

„Ich habe auf Dich gewartet."

„Auf mich, wie lange denn, guter Pius?"

„Bereits seit zwei Stunden. Du bliebst heute länger als gewöhnlich."

„Aber wozu denn, ist in Saint Marcel ein Unglück passirt?"

„Nein," antwortete der Knabe, „aber ich will ein Unglück verhüten."

Jetzt erkannte Renaud die Absicht des Knaben, und wie diese Anhänglichkeit ihn seinerseits freute, wollte er doch dessen Traumgott zu Gefallen nicht vom Wege zur Rechten ablassen.

„Ich danke Dir, mein guter Pius," sprach Renaud, „aber um Dich einmal ganz augenscheinlich zu überzeugen, daß Deine Traumgebilde nur die Erzeugnisse Deiner lebhaften Phantasie und nur Truggebilde sind, will ich eben den Weg gehen, vor welchem Du mich warnst. Du sollst mich begleiten und wirst sehen, wie uns Beiden nichts Uebles widerfahren wird."

Der Knabe aber ließ nicht nach mit flehendlichen Bitten, und als Renaud trotzdem auf seinem Willen bestand, fiel er vor ihm nieder und umfaßte die Kniee des Lehrers.

„Folge," rief er in ergreifendem Tone, „nur dies einzige Mal meiner Warnung; ich will Dich ja nie wieder warnen, mag mir träumen was da will, nur diesmal folge mir."

Renaud war jetzt etwas ungehalten.

„Du bist ein einfältiges halsstarriges Kind.“

„Nenne mich wie Du willst, nur geh’ nicht den Weg zur Rechten.“

Während die Beiden noch diese nächtliche Scene aufführten, kam ein Mann des Wegs daher. Es war der Musikus von einem benachbarten Dorfe, den Renaud kannte.

„Wohin des Weges?“ frug Dormans.

„Nach Lacroix,“ antwortete der Spielmann, „der Himmel hat meine Schwester mit einem Töchterlein gesegnet, das wollen wir morgen aus der Taufe heben.“

Da der Weg nach Lacroix bis auf etwa tausend Schritt derselbe nach Saint Marcel war, so wollte nun Renaud um so mehr in Begleitung des Musikus den Weg zur rechten folgen; aber Pius klammerte sich krampfhaft an seinen Arm.

„Herr Dormans,“ sprach er, für sein Alter mit seltener Geistesgegenwart, „nicht eher lasse ich Dich von der Stelle bis die Aldebaran aufgegangen, die nach meiner Berechnung nicht zehn Minuten mehr ausbleiben kann, seht, wie hoch der Widder bereits steht. Ihr sollt nicht wieder sagen, daß ich in Euern Lectionen nicht aufgepaßt. Es ist dies gerade die beste Gelegenheit, es Euch zu beweisen.“

„Da entschuldigt,“ sprach der Spielmann, „wenn ich auf Eure Sterne nicht warten kann, ich habe Eile, damit ich bei Melun den Fährmann noch wach finde.“

Mit diesen Worten empfahl sich der Spielmann und schritt ziemlich schnellen Schrittes den Weg entlang; Pius aber zog den noch immer widerstrebenden Renaud nach dem Pfade zur Linken.

„Aber ich sage Dir, Pius,“ sprach Renaud ziem-

lich unmuthig, „es ist das allerletzte Mal, daß ich Deinem kindischen Eigensinne nachgebe.“

„Ich will es in meinem Leben nicht wieder wagen, mein guter Lehrer, folge nur diesmal.“

Der Weg, den sie jetzt eingeschlagen, ward alsbald weit weniger angenehm; der Boden feucht, und oft mußte man in der Dunkelheit stehen bleiben, um sich zurecht zu finden.

„Wenn wir uns in dieser verdammten Wüste verlaufen,“ sprach Renaud noch immer ärgerlich, „so ist es mir vollkommen Recht, warum bin ich dem Eigensinne eines Kindes gefolgt.“

„Wir verlaufen uns nicht,“ tröstete Pius, der zwei Schritte vorher lief und die Spur des Weges auskundschaftete, „ich kenne diesen Weg so gut wie unsre große Forststraße.“

Pius, der ganz glücklich war, daß ihm Renaud endlich gefolgt war, suchte durch allerlei Kurzweil den verdrossen nachschreitenden Renaud die Zeit zu vertreiben und heiter zu stimmen.

Er erzählte Dorfneuigkeiten, von denen er glauben konnte, daß sie Renaud interessirten. Auch von Lysiard wußte er Mancherlei mitzutheilen; wie sich dieser durch seine Großsprechereien immer lächerlicher machte. Er erzählte die abentheuerlichsten Dinge aus Aegypten, die oft aller Geschichte und Naturlehre geradezu zuwider wären. So habe er den Bauern weiß gemacht, daß er auf einem Wagen, vor welchem er ein Crocodil gespannt, direct durch die Wüste gefahren sei. Alsdann habe General Rampon in der einen großen Pyramide einen großen Ball gegeben, wo er, Lysiard, mit der Tochter des Murad-Bei die Française vorgetanzt. Diese Sultantochter, welche ganz mit Diamanten bedeckt gewesen, habe sich sterblich in ihn ver-

liebt, sie habe versprochen, ihn zum Beherrscher von Nubien zu machen, aber da müsse er vor allen Dingen die türkische Religion annehmen und das Christenthum abschwören. Hierzu sei er zu religiös gewesen und habe sich dazu nicht verstehen können."

Jetzt mußte Renaud doch lachen.

„Da hat Herr Lysiard," sprach er, „am Ende noch mehr Eroberungen gemacht, als Bonaparte."

„Allerdings" fuhr Pius fort, „nach Lysiard's Erzählungen, die er den Bauern allabendlich in der Schänke mittheilt, hat er wesentlich dazu beigetragen, daß die Pyramidenschlacht gewonnen worden. Er hat dem General, der sein Quarré commandirte, sehr nahe gestanden und ihm fortwährend zugerufen, daß er vorrücken und angreifen sollte."

„Wie lange wird denn sein Urlaub noch dauern?" erkundigte sich Renaud.

„Noch einige Wochen, wie ich gehört habe," antwortete Pius, „er will aber, wie er sagt, nicht allzulange mehr dienen, sondern um seinen Abschied einkommen und seinem Vater in der Wirthschaft helfen."

„Ist denn seine Dienstzeit abgelaufen?"

„Nein, aber Lysiard behauptet, wer mit in Aegypten gewesen, könne jede Stunde um seinen Abschied einkommen und müsse ihn erhalten. Indeß," fuhr Pius fort, „sollte er über kurz oder lang heimkehren, so wird es an Streitigkeiten nicht fehlen. Lysiard ist sehr streit- und händelsüchtig und wäre am letzten Sonntage aus dem Wirthshause, wo er ganz ungerechter Weise Zank mit den Bauern anfing, fast gewaltsam hinausgeworfen worden. Namentlich, wenn er einen Krug Wein zu viel getrunken, ist kein Auskommen mit ihm; er bindet da mit Jedermann an, der ihm unter die Hände kommt."

„Wie gut ist es," sprach Renaud, „daß ich diesen Herrn Landsmann von Anfang an gemieden habe."

„Auf Dich," meinte Pius, „ist er darum auch gar nicht gut zu sprechen. Er soll oft über Dich übel sprechen. Aber zum Glück glaubt ihm Niemand, weil man Dich besser kennt."

Renaud hatte bald, trotz des feuchten Weges, seine gute Laune wieder erhalten. Man blieb oft stehen und schaute zu dem herrlichen Sternenhimmel empor. Die Aldebaran blühte still und lieblich über den Horizont am Morgen. Der Jupiter strahlte in himmlischem Glanze.

„Wenn wir diese prächtige Kugel etwas in der Nähe sehen könnten," sprach Renaud, „welch' einen majestätischen Anblick müßte sie gewähren, bedenke nur Pius, einen Durchmesser von achtzehntausend Meilen."

„Und wie schnell dreht sie sich um sich selbst," fügte der gelehrige Kleine bei, „alle zehn Stunden ist sie einmal herum."

„Diese rasche Axendrehung ist eine Eigenthümlichkeit aller sogenannten äußeren Planeten. Desgleichen ihr Mondreichthum. Welch' eine Menge Mond- und Sonnenfinsternisse muß es zum Beispiel auf dem Jupiter und Saturn geben. Bei letzterem gehen sie in die Tausende während seines langen Jahres."

„Ob es nur jenseit des Uranus noch Planeten geben mag?" frug Pius.

„Wohl möglich," antwortete Renaud, „und sogar wahrscheinlich; nur ist es unsern mangelhaften irdischen Beobachtungen noch nicht gelungen, dieselben zu entdecken."

„Aber," fuhr Pius fort, „welche ungeheure Kluft zwischen dem Mars und dem Jupiter. Es ist in der

That, als hätte der Schöpfer hier einen Planeten vergessen."

„Der liebe Gott vergißt nichts und seine Welt ist vollkommen überall. Vielleicht, daß es der Wissenschaft gelingt, dereinst in diese uns scheinbare Unregelmäßigkeit Ordnung und Harmonie zu bringen."

Renaud, wenn er auf die Werke Gottes und namentlich auf die Sternenwelt zu sprechen kam, gerieth stets in Begeisterung und sein Mund strömte über zum Lobe Gottes. So auch diesmal.

„Ja," schloß er endlich seine Betrachtung, „je mehr sich unser Geist mit den Werken der Schöpfung, mit ihrer Weisheit und Schönheit bekannt macht, desto leuchtender wird der Gedanke, die Ueberzeugung, daß wir nicht blos für dieses Erdenleben geschaffen, sondern für ein größeres Dasein jenseits des Grabes bestimmt sind. O, daß ich diese Gewißheit, wie sie in meinem Innern flammt, in jede zweifelvolle Menschenbrust schreiben könnte. Ja, glaube mir, mein Pius, und laß Dich nicht irre machen durch das Geschwätz seichter Thoren, halte ewig den großen Gottesgedanken in Dir fest und lebendig — es giebt eine Unsterblichkeit."

In diesem Augenblicke fiel unfern ein Schuß, der laut und vernehmbar durch die stille Nacht daher klang. Renaud zuckte unwillkührlich zusammen und Pius umklammerte krampfhaft den theueren Lehrer.

„Das galt Dir," rief er, wie von prophetischer Sehergabe erleuchtet.

Wirklich zeigte auch die Richtung, aus welcher der Schuß daher tönte, nach jenem Wäldchen, durch welches der Weg führte, welchen Renaud durchaus gehen

wollte, nach demselben Wäldchen, in welchem er auf dem Hingange nach Montrouge im Schatten der alten Eiche ausgeruht hatte. Die Worte von Pius hatten ihn wunderbar ergriffen; doch war er bemüht, sich davon nichts merken zu lassen.

„Wahrscheinlich,“ sprach Renaud, „war es ein Feldwächter, der seine Früchte vor diebischen Händen schützen wollte.“

„Nein,“ beharrte Pius, „dieser Schuß war Dir bestimmt. Mir sagt es die innere Stimme.“

Man legte jetzt einen etwas schärfern Schritt ein, um der einsamen unheimlichen Gegend zu entkommen und bald vernahm man die Glocke von Saint Marcel, welche die elfte Stunde des Abends verkündete. In dem Dörflein war bereits Alles zur Ruhe gegangen; nur das Horn des Feuerwächters klang von Zeit zu Zeit durch die Nacht.

Wohlgemuth erreichte Renaud seine bescheidene Wohnung. Pius kroch über den Zaun, der das kleine Grundstück seiner Eltern umfriedete. Es war dies sein gewöhnlicher Weg, wenn er Abends spät mit Renaud nach Hause kam und Niemanden herauspochen wollte. Die Seinen wußten darum und hatten nichts dawider, wenn sich ihr Sohn, es mochte zu einer Tageszeit sein, zu welcher es wollte, in Renaud's Gesellschaft befand; denn Letzterer genoß überall Liebe und das größte Vertrauen.

Ehe Pius sein dürftiges Lager suchte, kniete er nieder und dankte Gott, daß der geliebte Lehrer, der nach seiner Ueberzeugung in großer Lebensgefahr geschwebt, gerettet war und daß er von der Vorsehung gewürdigt worden, die Rettung auszuführen und daß

sie ihm gelungen sei. Bald umhüllte ein gesunder erquickender Schlaf den frommen Knaben.

Obschon sehr ermüdet, wollte sich bei Renaud der Schlaf nicht sobald einfinden. Der verlebte schöne Nachmittag, die Unterredung mit Herrn Romain und namentlich der geheimnißvolle Schuß und die Prophezeihung von Pius beschäftigten noch geraume Zeit seine Seele. Endlich neigte sich sein Haupt doch zum Schlummer, aber beängstigende Träume machten denselben keineswegs zu einem erquickenden.

Kaum stahl sich das junge Morgenlicht, als Renaud durch ein ungewohntes Hin- und Widerlaufen unter seinem Fenster aufgeweckt wurde. Er sprang auf und schaute hinaus nach der Straße. Da sah er den Dorfschulzen Crispin im Gefolge mehrerer Leute eiligst die Gasse daher kommen.

„Was giebt's so früh?" erkundigte sich Renaud.

„Der Spielmann Lafleur aus Villeneuve hat sich im Eichenwäldchen erschossen."

Renaud erschrak auf das heftigste.

„Der Spielmann Lafleur," rief er, „mit dem habe ich gestern Abend ja noch gesprochen. Er war auf dem Wege nach Lacroix, wo Kindtaufe sein sollte."

„Seht Ihr, Herr Schulze," sprach einer der Männer, die der Gerichtsfolge angehörten, „ich hab' es gleich gesagt, der Lafleur sah mir nicht wie sich erschießen aus. Der ist wahrscheinlich aus Versehen von einem Dritten erschossen worden."

„Das wird sich bald zeigen," erwiderte der Schulze, „d'rum laßt uns eilen, daß wir den Todten gerichtlich aufheben."

Renaud warf sich in höchster Aufgeregtheit eilfertig in seine Kleider.

„Sollte ein Wildschütz den Frevel verübt haben? Aber ich kann mich nie entsinnen, in hiesiger Gegend etwas von Wilddieben vernommen zu haben. Oder ein Räuber, aber was war einem armen Spielmann zu rauben?"

Während sich Renaud noch diese Fragen aufwarf, stürzte Pius todtenbleich herein, welcher die Ermordung des armen Lafleur bestätigte.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Moritz Wieprecht in Plauen.